

Avi Loeb: Was, wenn wir eine Million Jahre alt werden?

Nummer 36 – 3. September 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Masken der Angst

Wie die Schweizer Behörden bei Corona den Kopf verloren haben.

Von Beda M. Stadler

Supermacht Indien

Der beeindruckende Aufstieg der grössten Demokratie der Welt.

Von Michael Braun Alexander

«Der Selbstmord meines Vaters prägte mich sehr»

Grosses *Weltwoche*-Gespräch mit dem Komiker und Verleger *Patrick Frey*

4
194407006904
36



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

BUCHERER
1888

bucherer.com

Herbst der Stabilokraten

Die Stabilokraten wanken. In Weissrussland gehen Hunderttausende gegen den künstlich an der Macht gehaltenen Diktator Lukaschenko auf die Strassen. Im fernen Osten Russlands demonstrieren seit Juli Tausende gegen die Absetzung ihres Gouverneurs durch Putin. An der Adria taumelt nach den Wahlen Montenegros Langzeitherrscher Milo Djukanovic. Allerdings mag noch niemand den seit dreissig Jahren amtierenden Dauerregenten – viermal Premier, zweimal Staatschef – ganz abschreiben.

Putin, Lukaschenko und Djukanovic sind Produkte eines Untergangs. Ihr Aufstieg fiel in die Zeit der Wirren und Umbrüche nach dem Zerfall des Eisernen Vorhangs in Europa. Jeder schaffte es – in den Augen seiner Landsleute – auf seine Art, dem Kollaps des Kommunismus mit Willensstärke und Härte zu trotzen. Ihr Programm lautete Stabilität und Ordnung. Demokratie wurde so weit toleriert, als sie an den Machtverhältnissen nichts änderte.

Weichgespülte Kommunismus-Variante

Man macht es sich zu leicht, aus westlicher Warte die Leistungen dieser unterschiedlichen Staatenlenker nur herabzuwürdigen. Nichts ist anspruchsvoller, als Ordnung aus dem Chaos herzustellen. Djukanovic baute nach der Implosion Jugoslawiens seine Macht auf einem naturgemäss korruptionsanfälligen Clan- und Klientensystem persönlicher Beziehungen auf. Lukaschenko verpasste Weissrussland eine theaterhafte, weichgespülte Kommunismus-Variante, weniger korrupt, wirtschaftlich offener, aber mitleidlos gegen Widerspruch und Widerstand.

Auch Putin entstieg als damals Unbekannter dem verwesenden Leichnam der Sowjetunion. Erstmals seit Jahrzehnten übernahm ein Nichtalkoholiker die Spitze des Staates. Das von den Zaren zusammengeräuberte Riesenreich war am Auseinanderkrachen. Korrupte Gouverneure,

Nationalisten und Kriegsgurgeln tobten über einem Arsenal von rostenden Atomwaffen. Moskau galt als nukleares Weimar, doch Putin machte es besser als die Deutschen: Er hielt sein Land zusammen, gab seinem Volk den Stolz zurück und etwas Wohlstand, ohne in die Rasereien des Faschismus abzustürzen.

Lupenreine Demokraten waren sie nie, doch weder verübten sie Völkermorde, noch stellten sie Konzentrationslager auf wie die verbrecherischen Kommunisten, deren Erbe sie bewältigen mussten. In der finsternen Ahnenreihe der russischen Herrscher seit Iwan dem Schrecklichen stellt Putin einen zivilisatorischen Fort-

Fällt Putin, was unwahrscheinlich ist, könnte auch das zusammengestückelte Riesenreich zerfallen.

schritt dar. Sein Demokratieverständnis zielt ab auf ein Bündnis zwischen Staat und Mehrheit. Opposition wird geduldet, solange sie für die Stabilität des Staates keine Gefahr bedeutet. Putins Trauma ist die Anarchie, die ausbricht, sobald die Zentrale Schwäche zeigt.

Doch die Autokratien des Ostens offenbaren Stresssymptome. Es braucht mehr Aufwand und kriminelle Energie, um die Systeme aufrechtzuerhalten. Lukaschenkos Wahlfälschungen wurden zu offensichtlich. Djukanovics korrupter Klientelismus kostete seiner Partei die Wahl. Putin, ein anderes Kaliber, sitzt fester im Sattel, doch auch sein Regime setzt immer offensichtlicher auf Gewalt, um die bedrohte Macht zu sichern. Die Giftattacke auf den charismatischen Oppositionellen Alexei Nawalny ist nur das jüngste Beispiel.

Britische Medien ziehen direkte Verdachtsfäden in den Kreml. Doch ob Putin die Untat selber in Auftrag gegeben hat, muss offenbleiben. Der Präsident hat kein Interesse an weiteren Unruhen im Gefolge eines Märtyrertods. Es

ist beunruhigender: Vermutlich haben untergeordnete Stellen den Anschlag verübt im Glauben, dem Staatschef entgegenzuarbeiten. Unter dem Langzeitherrscher breitet sich ein Klima mafiöser Paranoia aus, in dem politische Verbrechen selbstverständlich werden. Das ist moralisch widerwärtig, vor allem aber ein Indiz von Schwäche und Kontrollverlust.

Die Jungen machen nicht mehr mit

Tieferer Grund der Erschütterungen im Osten ist auch der Generationenwandel. Die jungen Leute wollen mehr als Stabilität und Ordnung. Sie wollen Freiheit, mehr Demokratie und sozialen Aufstieg. Den Tumult der neunziger Jahre kennen sie aus den Geschichtsbüchern. Die Sowjetunion ist keine konkrete Erfahrung mehr. Die Weissrussen haben die Nase inzwischen gestrichen voll. Gemäss Umfragen will fast die Hälfte der jungen Russen auswandern. Der Brain-Drain ist dramatisch, obschon Putin durchaus Trümpfe in der Hand hat. Seine Regierungsmannschaft gilt als intelligent. Man attestiert dem Präsidenten, er habe sein Land mit geringeren wirtschaftlichen Schäden durch die Corona-Krise gesteuert.

Natürlich hat der Westen ein Interesse an Demokratisierung und mehr Rechtsstaatlichkeit in der ehemaligen Sowjetsphäre. Trotzdem sollte man nicht auf eine Destabilisierung Putins hinarbeiten. Der *Economist* lancierte grimmig die Idee, die Nato weiter gegen Moskau auszudehnen. Das wäre töricht. Denn vielleicht hat Putin ja recht. Er ist überzeugt, dass nur die Stärke eines Mannes den russischen Koloss zusammenhalten kann. Wenn Putin fällt – was in absehbarer Zeit unwahrscheinlich ist –, könnte auch das zusammengestückelte Grossreich wieder in seine Einzelteile auseinanderfallen. Interessant ist, was dann die Chinesen machen würden. Bevor man sich auf Putin einschiesst, sollte man als Europäer diese Perspektive genauer überdenken. R. K.

Beda Stadler, Patrick Frey, Kalen D’Almeida, Avi Loeb, Michael Braun Alexander, Stephen Smith, Yaël Meier, Rudolf Strahm über Serge Gaillard

Der emeritierte Immunologie-Professor Beda M. Stadler ist als unbestechlicher Beobachter der Schweizer Gesundheitspolitik bekannt. Seit Ausbruch der Corona-Krise kommentiert er die Massnahmen der Behörden gewohnt unabhängig und kritisch, dabei immer konstruktiv, unter anderem im Schweizer Fernsehen, regelmässig auch in der *Weltwoche*. In dieser Ausgabe analysiert Stadler, wie Bund und Kantone mit Schreckensszenarien von ihrer eigenen Ratlosigkeit ablenken. Er empfiehlt der Schweiz: «Risikopatienten schützen, alle andern in Ruhe lassen». *Seite 14*

Patrick Frey ist eine der interessantesten Personen der Schweizer Kulturszene: Aufgewachsen in grossbürgerlichen, traditionsreichen Familienverhältnissen, machte er sich nach Internat und zwei abgebrochenen Studien als Multitalent einen Namen. Seit den achtziger Jahren begeistert der Künstler als Comedian, Autor, Verleger und Moderator. Die *Weltwoche* trifft den 71-Jährigen zum grossen Gespräch über sein beeindruckendes Leben und ergründet die Grenzen von Humor und Satire im Zeitalter politischer Korrektheit. *Seite 26*

Zahlreiche amerikanische Städte werden seit Wochen von Plünderungen, Zerstörung und Gewalt erschüttert. Reporter Kalen D’Almeida berichtet direkt aus den Brennpunkten. Das Muster der Randalie sei überall dasselbe: Die Zahl der Agitatoren ist relativ klein. Sie operieren in vernetzten Gruppen. Und Agitatoren



«Warum ich mit zwanzig Mutter werden will»: Jungunternehmerin Meier.

fahren in Lieferwagen quer durch Amerika von einem Brennpunkt zum anderen. «Sie bringen Personal und Material – von Schutzausrüstung bis Benzin – an die Front», so D’Almeida in seinem Erfahrungsbericht für die *Weltwoche*. Ein weiteres gemeinsames Merkmal: Praktisch

alle Krisenstädte werden von linken Demokraten regiert. Je mehr sie dem Mob nachgeben, desto stärker trumpft er auf. *Seite 24*

Was, wenn wir eine Million Jahre alt würden? Für viele eine Horrorvorstellung. Für Forscher Avi Loeb würden im Grossen und Ganzen die Vorteile überwiegen. Der ehemalige Dekan der Astronomiefakultät in Harvard denkt dabei nicht nur an die Möglichkeit für die bemannte Raumfahrt, sondern auch an Veränderungen in unserem Verhalten. Denn die längere Perspektive würde unsere Prioritäten verändern. Letztlich, so seine Erwartung, würden wir weiser werden. *Seite 42*

Wir freuen uns, Ihnen erneut namhafte Autorinnen und Autoren in der *Weltwoche* vorzustellen. Michael Braun Alexander schildert den beeindruckenden Aufstieg der grössten Demokratie der Welt (S. 20). Der führende Afrikanist Stephen Smith, Duke University, rezensiert Thilo Sarrazins neues Buch über Zuwanderung (S. 56). Jungunternehmerin Yaël Meier schreibt in ihrem Essay, weshalb sie mit zwanzig Mutter werden will (S. 23). Rudolf Strahm, ehemaliger SP-Nationalrat und Preisüberwacher, würdigt Serge Gaillard, den scheidenden Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung (S. 34). Andrew Lilico, der kürzlich eine vielbeachtete Studie über die Wirkungen der Personenfreizügigkeit herausgegeben hat, antwortet seinen Kritikern (S. 41).

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



be inspired

Davidoff
CIGARETTES



COLLECT&GET
EXCLUSIVE REWARDS
ON ONE UP CLUB

DAVIDOFF-CIGARETTES.CH



ONE UP Club free participation, terms & conditions on davidoff-cigarettes.ch

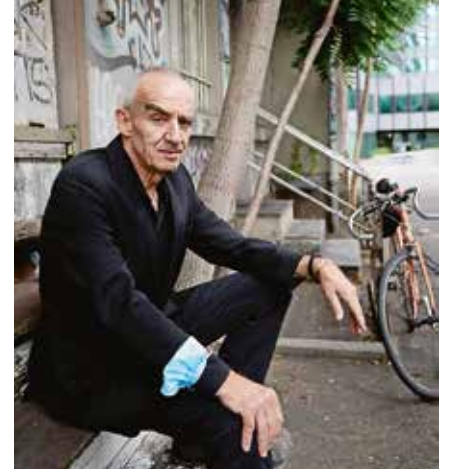
Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.



Strategie des Schreckens: Seite 14



Indien strebt an die Weltspitze: Seite 20



Hochempfindlich: Patrick Frey. Seite 26

DIESE WOCHE

- 3 Leitartikel
Herbst der Stabilokraten
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Anzeige gegen
Spitalrat und Herzchirurgen
- 9 Im Auge «Double Diamond»
- 10 Tagebuch Petra Gössi
- 11 Bern Bundeshaus
Schlupfloch ins Schweizer Sozialsystem
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Masken der Angst Beda M. Stadler
über die Ratlosigkeit der Behörden
im Kampf gegen das Coronavirus
- 16 Personenkontrolle
- 18 Weltkrieg im Internet Kontroverse
um die chinesische App Tiktok
- 19 Peter Bodenmann
Gelernt ist gelernt
- 20 Wunderland Indien Die grösste
Demokratie marschiert an die Weltspitze
- 21 Mörgeli
Erfolgreich das Genick gebrochen
- 22 Hilfswerke kassieren von Glencore
- 22 Zu hart für *Tagi*-Leser
- 22 Massgeschneiderter Marktzugang
Roland A. Müller über die Bilateralen
- 23 Yaël Meier Warum ich mit zwanzig
Mutter werden will
- 24 Szenen wie im Bürgerkrieg
Gewaltorgien in Amerikas Innenstädten
- 25 Katharina Fontana
Infantilierte Eltern
- 26 Patrick Frey Der Komiker und Verleger
über die Familie, Kunst und Satire

- 32 Luca Zaia
Der neue Doge von Venedig
- 33 Kurt W. Zimmermann
Der Tod ist vertagt
- 34 Rudolf Strahm:
Serge Gaillards Vermächtnis
- 36 Gar nicht so spartanisch
Neue Erkenntnisse zu Sparta
- 37 Andrew Lilico Warum die Einwanderung
die Schweiz ärmer gemacht hat
- 38 Zu gefährlich fürs Gefängnis
Spezialtrakt für Irrläufer «Carlos»
- 40 Hansrudolf Kamer:
Lotse Shinzo Abe geht von Bord
- 41 Showdown im Bundeshaus
Der Fall Donzallaz
- 42 Forschung Was, wenn wir eine
Million Jahre leben würden?
- 43 Inside Washington
Schwarze Stimmen zählen
- 44 Marc Hirschi
Technisch gehört er bereits zu den Besten
- 45 Henryk M. Broder
Willkommen in Kalkutta
- 46 Die Erfinder aus Freienbach
Der Unternehmer Werner Näf
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf Fritz Chervet
- 50 Beat Gygi
Märkte kennen keinen Mangel

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
Ferdinand Hodler, «Mutter und Kind»
- 52 Buch der Woche
Xenophanes: «Fragmente»

- 54 Bücher
Bernd Ahrbeck, Jürgen Kaube,
Anne Tyler, Thilo Sarrazin,
Hans Ulrich Gumbrecht
- 57 Bibel Reformation und Freiheit
- 58 Ein höllischer Kampf
Das Videospiel «Fortnite»
- 60 Film «Le meilleur reste à venir»
- 61 Handyserie «The Fugitive»
- 61 Klassik Bayreuth Baroque
- 62 Kunst Schall und Rauch
- 63 Pop Oehl
- 63 Jazz Vincent Herring /
Bobby Watson / Gary Bartz

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt 'O sole mio
- 64 Unten durch Bee Gees
- 65 Fast verliebt Der Ex im Kind
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
Andreas Michel, Velomechaniker
- 67 Thiel Maskentanz
- 68 Essen Samstags an der Mosel
- 68 Wein Heiss und cool
- 69 Auto Fiat 500 X
- 69 Objekt der Woche Leica Q2
- 70 Zeitzeichen
Vandale mit Kinderstube
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ...
Henrique Schneider, Lobbyist
- 72 Soldat im Wolfspelz
Schäferhund Cairo, der Kriegsheld
- 74 Tamara Wernli

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**

26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

 **Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**

9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand August 2020

Eskalation am Zürcher Unispital

Der Spitalrat unter alt Stadtrat Martin Waser und Herzchirurg Paul Vogt haben eine Strafanzeige wegen Urkundenfälschung, Körperverletzung und fahrlässiger Tötung am Hals.

Christoph Mörgeli

Bei der Zürcher Staatsanwaltschaft ist eine Strafanzeige eingegangen, die sich gegen den neunköpfigen Spitalrat des Universitätsospitals (USZ) richtet. Dieses oberste Führungsgremium des grössten, bedeutendsten Schweizer Spitals wird präsiert von alt Stadtrat Martin Waser (SP). Der Spitalrat verantwortet die Suspendierung des bisherigen Direktors der Herzchirurgie, Francesco Maisano, und dessen interimistische Ersetzung durch Paul Vogt. Beim Chefwechsel setzte sich Vogt mit der Forderung durch, neben seiner USZ-Klinikdirektion weiterhin an der Privatklinik Im Park operieren zu dürfen. Die offizielle Erlaubnis erstreckte sich offenbar auch auf Paralleloperationen am gleichen Tag, was sich im Fall eines Patienten verhängnisvoll auswirken sollte (*Weltwoche* Nr. 34/20).

Die Strafanzeige, die der *Weltwoche* vorliegt, richtet sich auch gegen Paul Vogt. In der Anzeige finden sich Ausführungen dazu, was sich am 22. Juli in einem Operationssaal der Zürcher Herzklirik zugetragen haben soll. Bevor Professor Vogt als leitender Chirurg den Eingriff wegen schwerer Mitralklappeninsuffizienz und schwerer koronarer Dreiastkrankheit beendet hatte, fuhr er zur Hirslanden-Klinik Im Park, um dort privatärztlich eine weitere Operation vorzunehmen. Dieses Spital befindet sich in Wollishofen, also auf der linken Seeseite, rund fünf Kilometer Wegstrecke entfernt. Unter Berücksichtigung des notwendigen zweimaligen Umziehens sei wohl mit einer Stunde zu rechnen, bis ein Chirurg vom Operationssaal der Klinik Im Park in jenen des USZ gelange.

Widersprüchliches bei Paul Vogt

Nach dem Weggang von Vogt traten beim Patienten Komplikationen auf. Die zwei assistierenden Oberärzte versuchten mehrfach, aber lange vergeblich, ihren Chef zu erreichen. Da er in der Klinik Im Park operierte, konnte er auch keine telefonischen Anweisungen geben. Vogt selber äussert sich widersprüchlich zu den Vorgängen. Gegenüber der *Weltwoche* bekräftigte er schriftlich: «Nein, ich wurde nicht zurückgerufen. Ich ging ohne Aufforderung zurück ins

USZ.» Gegenüber *Inside Paradeplatz* behauptete er, die *Weltwoche* wisse genau, «dass ich in der Park-Klinik jederzeit erreichbar war – und auch erreicht worden war».

Was gilt jetzt? Gemäss Strafanzeige konnte Paul Vogt während längerer Zeit nicht erreicht werden, so dass zwei Oberärzte selber über das weitere Vorgehen entscheiden mussten. Sie seien sich jedoch uneinig gewesen. Einer von ihnen übernahm offenbar die Führung und habe entgegen der Meinung seines Kollegen einen Bypass eingerichtet, was laut Strafanzeige «möglicherweise ein medizinischer Fehler war». Als Chefarzt Paul Vogt laut Strafanzeige «nach mehreren Stunden» ans Unispital zurückkehrte, befand sich der Patient mit offenem Brustkorb noch immer im Operationssaal. Später wurde er in die Intensivstation überführt, wo er in den frühen Morgenstunden des 23. Juli verstarb.

Der *Weltwoche* liegt auch der Operationsbericht vom 22. Juli vor. Dieser Bericht ist von Professor Vogt visiert. Der Vorwurf der Anzeigsteller: Wesentliche Sachverhalte seien darin nicht erwähnt. So ist gemäss Anzeige weder der den Fortgang der Operation bestimmende Chirurg thematisiert noch der Bypass, der gelegt worden sei. Der Protest des zweiten Oberarztes sei ebenso wenig dokumentiert wie der Weggang von Chefarzt Vogt und dessen Rückkehr, heisst es in der Anzeige.



„Verstopfung? Vollwert-Fliegen und viel Spazierenhüpfen...“

Die Anzeigsteller stossen sich auch daran, dass Vogt diesen Fall nicht als aussergewöhnlichen Todesfall qualifiziert hat. Auch wurde keine Obduktion angeordnet. Die Anzeige möchte Klarheit darüber, ob die Angehörigen des Patienten sowie der zuweisende Kardiologe über die Einzelheiten der Operation, insbesondere über den zwischenzeitlichen Weggang des Chefs, orientiert worden seien. Dieser Kardiologe wollte sich gegenüber der *Weltwoche* nicht äussern, da er sich «nicht auf juristisches Glatteis begeben möchte».

Spitalrat in der Verantwortung

In der Verantwortung steht aber laut Strafanzeige insbesondere der USZ-Spitalrat, der Paul Vogt bewilligte, auch an einer Privatklinik Paralleloperationen «zum Zweck des privatärztlichen Geldverdienens» durchführen zu dürfen. Hat Vogt die Spitalleitung und den Spitalrat über die Einzelheiten des Falls informiert? Hat der Spitalrat den Fall überprüft und insbesondere den Operationsbericht gelesen und genehmigt? Die Anzeigersteller stossen sich daran, dass weder der Spitalrat noch die Spitaldirektion nach dem Bericht der *Weltwoche* über die Vorgänge am Herzzentrum Strafanzeige eingereicht haben.

Die Zürcher Staatsanwaltschaft muss nun gegenüber dem USZ-Spitalrat wie dem Chef-Herzchirurgen Paul Vogt den Verdacht der qualifizierten einfachen bis schweren (fahrlässigen) Körperverletzung überprüfen. Es besteht laut Strafanzeige auch der Verdacht der Gefährdung des Lebens und der Gesundheit, der fahrlässigen Tötung sowie natürlich der Urkundenfälschung beziehungsweise Falschbeurkundung. Bei einer Befragung könnten auch die weiteren an der Operation Beteiligten, insbesondere die Anästhesisten, als Zeugen aussagen.

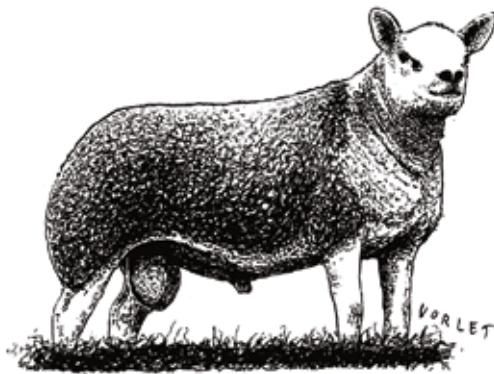
Für alle genannten Personen gilt die Unschuldsumutung. Wie zuverlässige Quellen berichten, stehen Spitalrat und Spitalleitung kurz davor, Paul Vogt definitiv einzustellen und Vorgänger Francesco Maisano zu entlassen. Angesichts eines jetzt möglichen Strafverfahrens dürfte diese Lösung kaum geeignet sein, um die Ruhe am Zürcher Herzzentrum wiederherzustellen.

Pullover und Spermien

Klar, für Rennpferde, für *vintage cars*, für Kunst sowieso und nicht zu reden von Fussballern werden enorme Beträge aufgeworfen. Aber für ein Schaf?

Für einen Winterpullover aus anschiemiger Schafwolle, selbst wenn er drei Generationen wärmen würde, wäre diese Rekordsumme verschwendet, und doch hat ausgerechnet ein Schotte die 367 500 Pfund – rund 444 000 Franken – rausgerückt an der Auktion der prächtigsten Schafböcke der Texel-Rasse. Und das in Zeiten grassierender Fleisch- und Tierhaltungsskandale und der missionarischen vegetarischen Aufklärung.

Tatsächlich kostet ein Texel-Lamm als Woll- und Fleischlieferant kaum 100 Franken. Der Name des sechs Monate jungen Widders, «Double Diamond», erklärt euphemistisch, worum es geht: um Fortpflanzung und Gewinn. Um industrielle Besamung, Spermienhandel, Embryotransfer. Deshalb hat der Schafzüchter Jeff Aiken so viel Geld ausgegeben wie



«Double Diamond», teuerstes Schaf der Welt.

vergleichsweise für einen Ferrari oder mehr, als seine Farm Tatham Hall wert ist, die er mit seiner Frau Jen und den Kindern Katie und Robbie bewirtschaftet.

Aiken hat den Kaufpreis und das Risiko mit zwei andern Züchtern geteilt. «Double

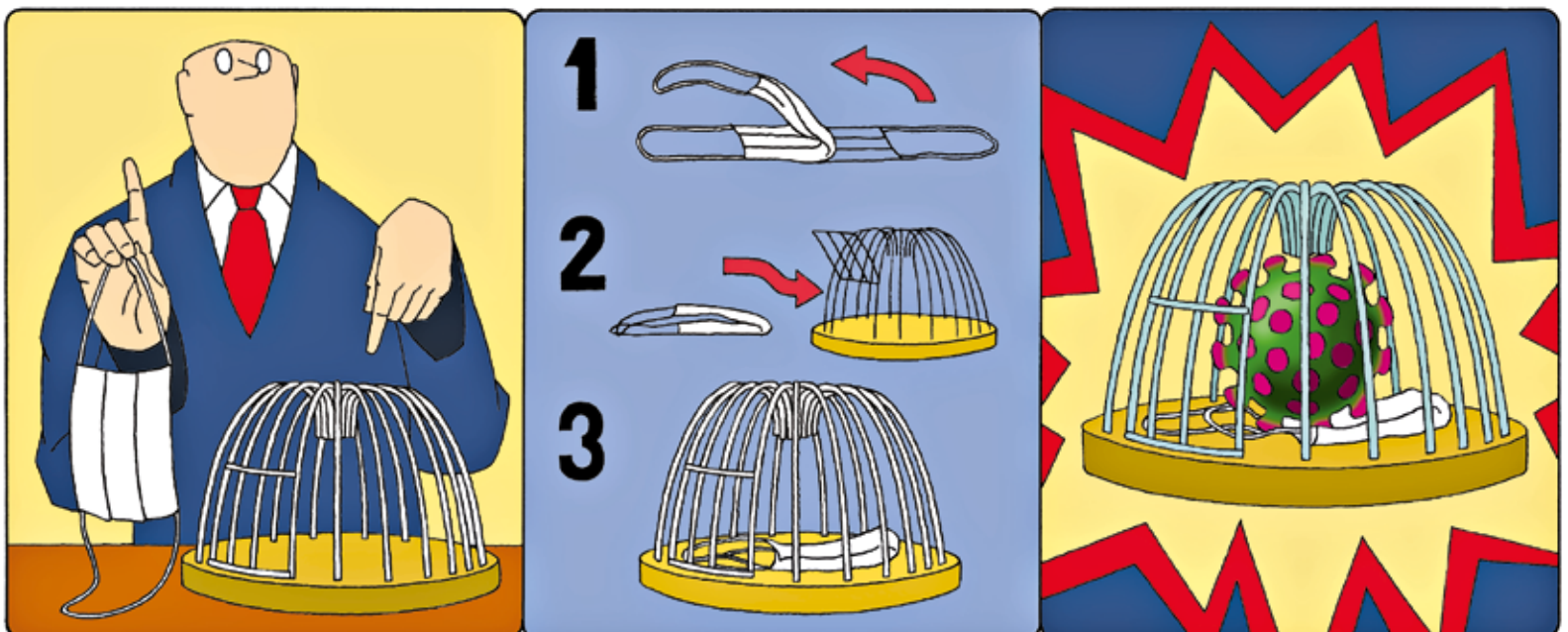
Diamond» steht ein Leben harter Akkordorgasmen-Arbeit bevor; Schafe werden zehn bis zwölf Jahre alt. Sein Vater ist ein gesuchter Deckbock, auch schon 86 000 Pfund wert, das Mutterschaf mit elitärem Stammbaum 40 000 Pfund.

Die Texel-Rasse stammt von den Weiden der gleichnamigen rauen niederländischen Westfrieseninsel, wo heute noch gleich viele Schafe wie Menschen leben, je 13 000, und wo die Tiere bei Wind und Wetter ihre hervorragenden genetischen Eigenschaften entwickelten, die sie zur meistverbreiteten Schafpopulation im *United Kingdom* machten. Mit dem Brexit wird die Verbindung eventuell gekappt.

Liebt der Farmer seine Tiere? Jeff Aiken sagt, er sei hingerissen von der stolzen Postur seines Doppeldiamanten («das schönste Schaf meines Lebens»). Aber er müsse zugeben, er habe «eine obszöne Menge Geld gekostet».

Peter Hartmann

BARTAK



TAGEBUCH

Petra Gössi



Am 22. August führte die FDP ihre dritte Delegiertenversammlung des Jahres durch, leider digital. Ich sage «leider», denn mir fehlt der Austausch mit den Menschen sehr. Corona-bedingt musste ich mich per Videobotschaft an unsere Delegierten wenden. Dabei zog ich eine Zwischenbilanz.

Erstens müssen wir wohl oder übel mit dem Virus leben lernen und zu einer neuen Normalität finden. Für die Politik heisst das: weg von Ausnahmeregelungen und Notrecht. Trotz Corona muss die Politik verantwortungsbewusst handeln und darf den kommenden Generationen keine riesigen Schuldenberge hinterlassen. Zweitens müssen wir aufpassen, die Rahmenbedingungen für die nun beschleunigte Digitalisierung nicht falsch zu setzen. Wir dürfen notwendige Erneuerungen nicht verhindern, nur weil wir althergebrachte Strukturen nicht zu verändern wagen. Drittens müssen wir uns dem immer lauter werdenden Ruf nach noch mehr Regulierung entschieden entgegenstellen.

Das Thema Altersvorsorge beschäftigt mich immer stärker. Es geht um die Frage, wie wir die Sozialwerke sichern können, damit auch unsere Kinder und Enkelkinder den gleichen sozialen Schutzschild wie die heutigen Rentnerinnen und Rentner haben. Oft diskutiere ich diese Frage mit Jungen und Älteren, und manchmal sammle ich Unterschriften für die Renteninitiative der Jungfreisinnigen, wie vor einer Woche in Schaffhausen. Die Initiative will, dass das Rentenalter in der Schweiz schrittweise von 65 auf 66 Jahre erhöht und danach an die Lebenserwartung gekoppelt wird. Am meis-

ten freut mich, dass sich unsere Jungpartei in die Diskussion einbringt. Es braucht Reformen in der Altersvorsorge, nicht nur Kosmetik.

Die Altersvorsorge ist auch ein wichtiger Bestandteil unserer «Enkelstrategie». Damit wollen wir kinder- und enkeltaugliche Lösungen für einen attraktiven Wirtschaftsstandort, für gesicherte Sozialwerke sowie für eine intakte Lebensgrundlage aufzeigen. Diese drei Themen diskutieren wir auch mit unseren Mitgliedern. Nächste Woche werden alle einen Link zu unserer neuen Umfrage bekommen. Ich bin gespannt auf die Antworten.

Am Freitag haben wir in der Fraktion die Herbstsession vorbesprochen. Sie findet wieder im Bundeshaus statt, mit umfangreichem Schutzkonzept zwar, aber immerhin. Ich fühle mich dort wohler als in den unpersönlichen Hallen der Bernexpo, wo die Sommersession stattfand. Die Rückkehr ins Bundeshaus ist ein Schritt zurück zur Normalität, doch die Traktandenliste zeigt, dass wir noch weit weg sind vom Normalzustand. Ich werde mich beim Covid-19-Gesetz, das für die befristeten Massnahmen des Bundes eine gesetzliche Grundlage schaffen soll, für enge Grenzen der bundesrätlichen Kompetenzen einsetzen.

Klar auf die Bremse stehen werde ich auch bei der «99-Prozent-Initiative» der Jusos. Sie verlangt, dass Kapitaleinkommen in einer «fiktiven» Höhe von 150 Prozent – und damit deutlich höher als Arbeitseinkommen – besteuert werden. Doch Kapital wird investiert und schafft wiederum Innovation und Jobs. Daher würde diese willkürliche Steuererhöhung dazu führen, dass Investitionen, Innovation und Unternehmensgeist geschwächt werden, zulasten der ganzen Bevölkerung.

Eine besonders dringliche Vorlage ist die «AHV 21», die in den Ständerat kommt. Diese wird die Legislatur prägen. Zusammen mit den anderen bürgerlichen Parteien wollen wir eine Lösung finden, die die Angleichung des Rentenalters 65 endlich mehrheitsfähig macht, bei den Kompensationsmassnahmen sowie der Mehrwertsteuer-Erhöhung aber vernünftig bleibt.

Einmal jährlich findet in meinem Heimatkanton das Schwyzer Forum für Wirtschaft und Umwelt statt. Dieses Mal sprach ich zu den Teilnehmenden über meine tiefe Überzeugung, dass wir eine Verantwortung haben, den kommenden Generationen eine intakte Lebensgrundlage zu hinterlassen. Und dass wir Freisinnige unsere Konzepte wie Innovation und Kostenwahrheit auch in der Umwelt- und Klimapolitik einbringen müssen – damit wir in zwanzig Jahren nicht in einer Welt aus Verboten leben. Umwelt- und Klimapolitik ist kein linkes Thema. Als Volkspartei müssen wir zu allen Themen Lösungen präsentieren können.

Apropos Natur und Umwelt: Wie habe ich mich auf den 29. August gefreut! An diesem Tag hätte die grosse FDP-Wanderung stattfinden sollen. Gerne hätte ich mich wieder mit vielen Freisinnigen getroffen, doch leider liess die Corona-Situation den Anlass nicht zu. Stattdessen habe ich den Tag mit Freunden auf meinem Heimatberg, der Rigi, verbracht. In der Natur tanke ich Energie, die ich in der täglichen Arbeit gut gebrauchen kann. Die Berge sind meine Kraftorte.

Petra Gössi ist Präsidentin der FDP Schweiz.

Schlupfloch ins Schweizer Sozialsystem

EU-Bürger mit minimalen Arbeitspensum, die nicht für ihren Lebensunterhalt sorgen können, erhalten in der Schweiz sofort Sozialhilfe. Möglich macht es ein alter Gerichtsentscheid.

Die Justizministerin gab sich bestimmt und überzeugend. «Es ist nicht so, dass einer herkommen kann, nur kurz eine Stelle hat und dann Sozialhilfe beziehen kann», versicherte Karin Keller-Sutter in einem NZZ-Interview zur Personenfreizügigkeit mit der EU. Streut die Justizministerin den Stimmbürgern absichtlich Sand in die Augen? Weiss sie es nicht besser?

Wer einen Arbeitsvertrag hat, bekommt sofort eine fünfjährige Aufenthaltsbewilligung, selbst wenn es sich dabei um eine Teilzeitstelle als Putzkraft handelt und allen klar ist, dass dieser Mini-Job zum Leben in der Schweiz nicht ausreicht. Für die hohen Folgekosten müssen dann die Gemeinden aufkommen, in Form von Sozialhilfe und Betreuungsaufwand.

Warum ist das so? Unter dem Titel Personenfreizügigkeit genügt ein Pensum von zwölf Stunden die Woche, damit ein EU-Bürger die sogenannte Arbeitnehmerschaft erfüllt und eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz erhält, macht der Aargauer Regierungsrat in einer Antwort auf eine parlamentarische Anfrage klar. Das hat der Europäische Gerichtshof schon 1986 in einem Urteil so entschieden. Schweizer Gerichte haben diese Rechtsprechung in mehreren Urteilen übernommen.

Die Folge davon: Wer die Bedingung für eine Arbeitnehmerschaft erfüllt, hat laut Staatssekretariat für Migration (SEM) auch dann Anspruch auf Sozialhilfe, wenn sein Erwerbseinkommen zur Deckung der ordentlichen Lebenshaltungskosten nicht ausreicht. SVP-Nationalrätin Barbara Steinemann kritisierte bereits vor zwei Jahren diese sonderbare Regelung, die der Zuwanderung von Sozialfällen aus EU-Staaten Tür und Tor öffnet.

Drogenentzug und Psychiatrie

Der Fall einer Spanierin, der exemplarisch ist für diese Form von Zuwanderung, war damals Gegenstand eines Vorstosses im Bundesparlament. Die Frau war Ende 2016 mit ihren zwei Kindern in die Schweiz gekommen. 2017 erhielt sie, gestützt auf das Freizügigkeitsabkommen, eine Aufenthaltsbewilligung für die Dauer von

fünf Jahren, weil sie einen Arbeitsvertrag vorweisen konnte. Aus diesem ging hervor, dass sie für 22 Stunden die Woche einen Job als Putzfrau hatte. Das reichte nicht zum Leben in der Schweiz. Die Gemeinde musste jahrelang für die Differenz zu den von der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe errechneten minimalen Lebenshaltungskosten aufkommen. Kurzum: Die Spanierin bezog fast von der ersten Minute an Sozialhilfe in der Schweiz.

Ein anderer Fall, den es laut Keller-Sutter nicht geben kann, betrifft einen Portugiesen, der vor über zehn Jahren in die Schweiz zog. Er hätte bei einem Zürcher Pneuhändler arbeiten sollen. Der Arbeitgeber merkte aber schon am ersten Tag, dass sein neuer Arbeitnehmer

Kurzum: Die Spanierin bezog fast von der ersten Minute an Sozialhilfe in der Schweiz.

schwer drogenabhängig war, und entliess ihn gleich wieder. Es folgte eine langjährige Odyssee des Portugiesen durch Drogenentzugsstationen und Psychiatrie. Wie viel das die Gemeinde gekostet hat, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Mit dem Fall vertraute Personen sprechen von mehreren hunderttausend Franken.

Aufenthaltsbewilligung verlängert

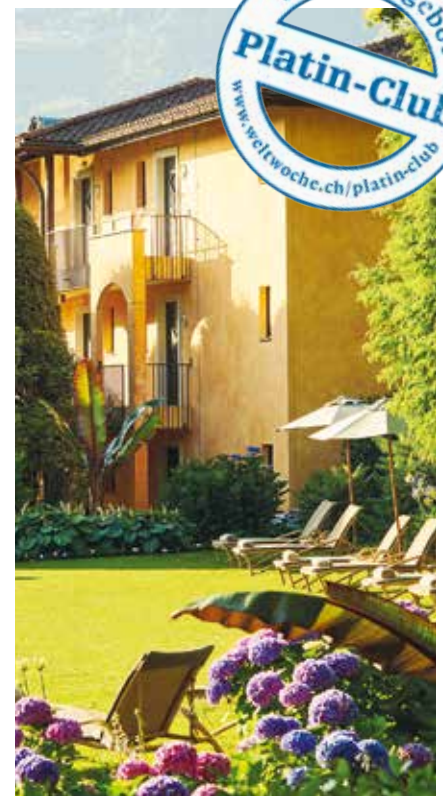
Dass es im Einzelfall teuer werden kann, lässt sich auch am Beispiel eines Italieners aufzeigen. Gemäss Unterlagen stammt er aus Nordafrika, besass jedoch einen italienischen Pass. Das ist bei Zuwanderern aus Italien keine seltene Konstellation. Schnell wurden die Behörden auf den im Zoo Zürich arbeitenden Tierpfleger aufmerksam, weil er seine Frau zu Hause einsperrte und misshandelte. Die Gemeinde musste einschreiten und die Frau in einem Frauenhaus unterbringen. Dies allein verursachte Kosten von monatlich 12 000 Franken. Da der Mann seinen Job im Zürcher Zoo verlor, musste die Gemeinde nun für ihn und die zwei Kinder monatlich über 8000 Franken an Sozialhilfe und Betreuungskosten zahlen.

Selten wird wegen zu hoher Sozialhilfebezüge einem EU-Bürger die Aufenthaltsbewilligung entzogen, wie aus Antworten der Kantonsregierungen von Zürich und Aargau auf entsprechende Anfragen aus dem Parlament hervorgeht. Für SVP-Politikerin Steinemann ist das keine unumstössliche Rechtstatsache. «Das könnte man durchaus anders handhaben», sagt sie. Der Trend geht aber in eine andere Richtung: Im Fall einer im Kanton Zürich lebenden deutschen Staatsbürgerin wurde die Aufenthaltsdauer sogar verlängert, obwohl sie bis dahin eine Viertelmillion Franken an Sozialhilfe bezogen hatte.

Die Frau hatte in einem Tierwaisenheim im Kanton Zürich gearbeitet, dann ihre Stelle schnell wieder verloren. Eigentlich hätte man sie spätestens nach Ablauf der fünfjährigen Aufenthaltsgenehmigung ohne Probleme ausweisen können. Stattdessen verlängerte man der Deutschen die Aufenthaltsbewilligung um ein weiteres Jahr. Man wolle ihr so die Möglichkeit geben, sich eine neue Arbeitsstelle zu suchen, hiess es in dem Schreiben an die Frau.

LAUF- UND FITNESSFERIEN
27. September – 3. Oktober 2020
Eine Woche Laufvergnügen pur in der wunderschönen Bergwelt von St. Moritz!
www.markusryffels.ch
Betreuung durch die Lauflegenden Markus Ryffel und Dr. Thomas Wessinghage

WALDHAVS AM SEE ST. MORITZ
mrs markus ryffel's



VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Italianità nach Tessiner Art

Yoga oder Jogging, Fitness oder Faulenzen? Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore definiert Dolce Vita zeitgemäss: Nichtstun ist möglich, aber keine Pflicht. Hier bestimmen Sie allein, was für Sie Erholung ist.

Das «Giardino Ascona» hat nicht viel mit einem konventionellen Luxushotel zu tun. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit Seerosenteich, unzählige Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das sind die Ingredienzien für Ihren unvergesslichen Aufenthalt.

Ganz im Süden, am Lago Maggiore, geniessen Sie die schönen Seiten des Lebens – mit sämtlichen Sinnen und inmitten der Tessiner Natur. Die stilvoll eingerichteten Zimmer sind hell und grosszügig. Starke Farben, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu entspannenden Rückzugsorten.

Haben Sie Appetit auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» sogar das beste Restaurant weit und breit.

Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr inneres und äusseres Wohlbefinden verbessert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und neue Energien tanken. Gönnen Sie sich diese Auszeit für Körper und Geist!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im Hotel
«Giardino Ascona»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Dinner im «Hide & Seek»
- Eintritt «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda)
- City- und Mountainbikes
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

Spezialpreise (pro Person im DZ):

16. August bis 31. Oktober 2020:

Mid-Week: Fr. 535.– (statt Fr. 730.–)

Weekend: Fr. 585.– (statt Fr. 840.–)

Buchung:

Gültig vom 16. August bis 31. Oktober 2020 nach Verfügbarkeit. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardinohotels.ch/ascona

BLICK IN DIE ZEIT



Die Zahl der in der Schweiz lebenden Wölfe könnte ohne das neue Jagdgesetz rasch zunehmen. Heute streifen rund 80 Tiere in 10 Rudeln herum, einzelne Streuner verirren sich bis ins Mittelland. Ende des 19. Jahrhunderts war der Wolf in der Schweiz ausgerottet. Via Italien wanderte er Mitte der neunziger Jahre wieder ein. Viele Städte und Grünurbane spüren den Lockruf der Wildnis. Sie finden es fürchterlich, wenn Älpler den Wolf abschiessen, weil er ihnen den Lebensunterhalt in Form von Kälbern, Geissen oder Schafen wegfrisst.

Die gleichen Städte haben natürlich weniger ein Problem, gegen Marder oder Termiten vorzugehen, wenn die sich an ihren Häusern oder an den Bremskabeln ihrer Autos zu schaffen machen. Es stimmt, dass das Tier das Irrationale im Menschen anspricht. Dieses Phänomen ist aktuell besonders bei Politikern den Grünen zu beobachten. Geht es ums Jagdgesetz, beklagen sie den schwindenden Lebensraum der Wildtiere, die abnehmende Biodiversität. Nationalrat Bastien Girod forderte explizit mehr Platz für die Wölfe.

Gleichzeitig gehören die Grünen zu den heftigsten Bekämpfern der Begrenzungsinitiative, die sich dagegen wehrt, dass die Schweiz wie in den letzten dreizehn Jahren bald schon wieder eine Million an zusätzlicher Wohnbevölkerung verkraften muss. Dabei stellt die anhaltende Massenzuwanderung von Menschen aus Sicht der Wölfe doch eine durchaus ernstzunehmende räumlich-platzmässige Herausforderung dar.

Auch der Biodiversität scheint es nicht unbedingt zuträglich, wenn jährlich bis zu 75 000 neue Einwohner netto mit Wohnun-

gen, Kanalisationsanschlüssen, Strassen, Beton und Energie versorgt werden müssen. Sie produzieren Abfall und CO₂. Auch Tierliebe macht blind. Die Grünen sehen nicht mehr, was eine masslose Einwanderung der Natur zufügt, die sie doch eigentlich bewahren wollen.

Sintflut im Tessin. Wer am letzten Samstagnachmittag im Auto durch den San-Bernardino-Tunnel in Richtung Süden fuhr, staunte nicht schlecht. Der Himmel war viel heller als

Die SVP leistet keinen Widerstand. Sie ist so zahm wie alle anderen. Applaus bekommt sie dafür nicht.

auf der anderen Seite. Gegen Bellinzona wurden die Strassen trocken. In Lugano – Seepegel normal – regnete es erst am Abend ein bisschen, trotz anhaltenden Unheilsmeldungen in den Live-Tickern. Am Sonntagmorgen brach die Sonne durch. Vor Mittag regnete es heftig, etwa eine halbe Stunde, dann wieder Sonnenschein. Mit Katastrophen ist es so eine Sache. Medien und neuerdings Behörden neigen dazu, sie zu übertreiben.

Die Politik lebt von Steuergeldern. Auch deshalb scheint sie es sich im Corona-Fieber gemütlich einzurichten. Opposition macht niemand. Die SVP leistet keinen Widerstand. Ganz im Gegenteil. Endlich ist sie so zahm und eingebettet wie alle anderen. Applaus erhält sie dafür nicht. Ihre Regierungsräte Pierre Alain Schnegg (Bern) und Natalie Rickli (Zürich) sind ganz vorne bei den Maskierern und Verschärfern. Kein Politiker wagt sich mit Erleichterungen aus der Deckung. Die Medien

könnten ihn als «Corona-Leugner» zerfleischen.

Am ehrlichsten sagt es Zürichs linke Stadtpräsidentin Corine Mauch: «Zudem erinnern die Masken daran: Die Pandemie ist nicht vorbei. Das Virus ist noch da. [...] Insofern hat die Maske auch eine symbolische Bedeutung.» Genau. Die Maske dient der Politik weniger als lebenserhaltende Notwendigkeit. Sie ist eine erzieherische Massnahme. Im Satz von Corine Mauch verdichten sich Glanz und Elend der linken Politik als Versuch, den Menschen notfalls auch gegen seinen Willen in einen besseren Menschen umzubauen, ihn zu vollenden.

Wir vermuten, was niemand überrascht, dass die SVP die Begrenzungsabstimmung verlieren wird. Warum? Weil sich die Leute aktuell mehr Sorgen um ihren Job als um die Zuwanderung machen. Sie fürchten, dass die von den Gegnern hochgespielten Probleme mit der EU und den Bilateralen I im Falle einer Annahme von den Firmen als Alibi benutzt werden könnten, um noch mehr Stellen abzubauen. Diesen Vorwand will man den Unternehmen nicht liefern. Viele werden nein sagen, obwohl sie die Zuwanderung begrenzen wollen.

Die Tragik des genialen Philosophen Hegel, 250. Geburtstag: In dem Moment, als er die Kathedrale seines Denkens zum schriftlichen System vollendet hatte, verflog der Zauber. Die Leute merkten, dass etwas nicht stimmen konnte. Hegels Philosophie war einfach zu vollkommen für etwas so Unvollkommenes wie den Menschen.

Masken der Angst

Den Schweizer Behörden fehlt eine Strategie, um das Coronavirus zu bekämpfen. Mit Schreckensszenarien wird von der eigenen Ratlosigkeit abgelenkt.

Beda M. Stadler

Zur Bekämpfung von Sars-CoV-2 gab es in der Schweiz anfangs eine Strategie. Sie hiess «flatten the curve» und beruhte auf einem teilweisen Lockdown. Allerdings verringerten sich die Ansteckungen schon vor diesem Lockdown, und die Kurve wurde nicht einfach flach, sondern näherte sich rasch dem Nullpunkt. Seither gibt es keine erkennbare Strategie mehr.

Kritik bleibt trotzdem aus. Die Medien unterstützen die Politik grossmehrheitlich, und die Task-Force ist so zusammengesetzt, dass kein Wissenschaftler es wagt, eine skeptische Haltung gegenüber den Behörden einzunehmen. Immer noch sitzt der Nationalfonds-Präsident in diesem Gremium. Wer riskiert schon gern seine Forschungsgelder?

Das Volk macht brav mit und erduldet jede Schikane. Was tut der Bundesrat in dieser Situation? Er wäscht sich die Hände in Unschuld und überlässt die Entscheidung für weitere Dummheiten den Kantonsregierungen. Diese tappen prompt in die Falle: Die Maskenpflicht in den Läden wird nun auch in der Deutschschweiz reihenweise eingeführt.

Selbstverständlich nützen Masken in dem Sinn, dass sie Tröpfchen von der Innen- und der Aussenseite resorbieren können. Das ist vor allem unter standardisierten Bedingungen der Fall, das heisst unter Bedingungen, wie man sie dann schafft, wenn es um eine wissenschaftliche Arbeit geht. Eine solche Übungsanlage ist aber kein Feldversuch.

Begleitmusik zur Maskenpflicht

Ein Quasifeldversuch, um die Wirksamkeit der Maskenpflicht zu untersuchen, läuft in Argentinien. Das Land steckt seit fünf Monaten im Lockdown, länger als jeder andere Staat, und hat eine Maskenpflicht. Trotzdem steigen die Todeszahlen in Argentinien immer noch. Im Moment liegt dieser Wert dort bei 300 Toten täglich.

Mir ist kein Land bekannt, wo die Einführung der Maskenpflicht zu einer Reduktion der Covid-19-bedingten Hospitalisierungen oder Todesfälle geführt hätte. Trotzdem ist



Das Volk macht brav mit.

das Maskentragen für viele Menschen zu einem fast religiösen Symbol geworden. Für diese Neugläubigen gäbe es einen weiteren Feldversuch, den ich aber niemandem empfehlen will: «Seid ihr bereit, mit einer Hygienemaske einen geschlossenen Raum zu betreten, um dort einem Ebola-Patienten das Bett zu machen und sein Häfeli zu entsorgen?» Falls ja, wäre die Konsequenz ein darwinistisches Selektionsprinzip, das jede Diskussion erübrigen würde.

Derzeit wird massiv mehr getestet, als ob man zur Einführung der Maskenpflicht durch die Kantone Begleitmusik machen müsste. Allerdings haben inzwischen sogar Laien gemerkt, dass es am Wochenende weniger positive Testergebnisse gibt, weil die Laboranten auch einmal frei haben möchten. Wer sich also allein an diesen Zahlen orientiert, macht es sich zu einfach.

Es ist auch fraglich, was der PCR-Test, mit dem man keine akuten Infektionen beweisen kann, für einen Nutzen haben soll, um Sars-CoV-2 zu bekämpfen. Für das Contact-Tracing ist er

eigentlich unbrauchbar, weil es zu lange dauert, bis Resultate vorliegen. Hinzu kommt, dass eine junge Person mit intaktem Immunsystem, die positiv getestet wird, nicht an Covid-19 erkrankt. Trotzdem nennt das Bundesamt für Gesund-

Man weiss, dass die gefährlicheren Virusstämme hierzulande praktisch keine Rolle mehr spielen.

heit (BAG) diese Fälle seit einiger Zeit «laborbestätigte Infektionen» und widerspricht damit eigenen Richtlinien.

Um das zu erklären, muss man ein bisschen ausholen. Am 20. Mai veröffentlichte das BAG mit Swissmedic ein «Merkblatt zur aktuellen Covid-19-Testung in der Schweiz». Dort heisst es fachsprachlich: «Die PCR (Polymerase-Kettenreaktion) ist eine NAT-(Nucleic Acid Amplification Technology-)Methode der modernen Molekularbiologie, um in einer Probe vor-

handene Nukleinsäure (RNA oder DNA) in vitro zu vervielfältigen und danach mit geeigneten Detektionssystemen nachzuweisen. Der Nachweis der Nukleinsäure gibt jedoch keinen Rückschluss auf das Vorhandensein eines infektiösen Erregers. Dies kann nur mittels eines Virusnachweises und einer Vermehrung in der Zellkultur erfolgen.»

Diese Aussage ist zu hundert Prozent korrekt. Es gibt weltweit keinen Wissenschaftler mit Kenntnissen auf diesem Gebiet, der etwas anderes behaupten würde. Die Frage ist nun: Welcher Kommunikationskünstler beim BAG hat die Verdrehung von «positivem Fall» zu «laborbestätigter Infektion» angeordnet? Falls unsere Task-Force aus Mitgliedern besteht, die wissen, was ein wissenschaftlicher Ehrenkodex ist, wäre es an der Zeit, das BAG in die Schranken zu weisen. Man darf nicht zusammen mit Swissmedic ein vernünftiges Merkblatt herausgeben und danach jeden Tag diesem Merkblatt widersprechen.

Schluss mit falschem Intubieren

Es gibt noch ein Ärgernis. Das Virus wird weltweit, also auch bei uns, ständig sequenziert, was vernünftig ist. Man weiss daher, dass die ursprünglichen, gefährlicheren Virusstämme hierzulande praktisch keine Rolle mehr spielen. In fast ganz Europa ist ein neuer Stamm unterwegs, der leichter von Mensch zu Mensch springt, aber weniger krank machend ist. Auch in Indonesien ist ein mutiertes Coronavirus D614G aufgetaucht, das ansteckender, aber weniger gefährlich ist. Diese Information findet man allerdings auf keiner Bundesplattform, obwohl sie sehr wichtig ist. Sie könnte zu einer allgemeinen Beruhigung beitragen.

Auch die Todesfallzahlen dürfen uns positiv stimmen. Die Schweiz hat 8,6 Millionen Einwohner. Gegenwärtig sterben hierzulande täglich zwischen null und zwei Personen an Covid-19. Das Glück, im Schweizer Zahlenlotto einen Sechser ohne Zusatzzahl zu erzielen, liegt bei 1:6 294 943. Selbst wenn Sie über achtzig sind, ist die Chance, bei täglicher Ziehung einen Sechser im Lotto zu holen, derzeit höher, als an Covid-19 zu sterben.

Trotzdem dominieren noch immer die Schreckensszenarien. Das Coronavirus OC43 soll die Russische Grippe von 1890 verursacht haben, an der über eine Million Menschen gestorben sind. Das ist zwar in den Details umstritten, wird jetzt aber wieder erwähnt, um etwas Stimmung zu machen. Dabei kann man die Geschichte auch anders erzählen: Das OC43-Virus ist längst mutiert und gehört heute zu den normalen Erkältungsviren. Auch Sars-CoV-2 wird weiter mutieren und harmloser werden. Das macht eine zweite Welle so unwahrscheinlich.

Bei Influenzaviren kann es zweite Wellen geben, weil die Mutationen einen anderen Charakter haben. Es werden, vereinfacht ge-

sagt, ganze Genom-Kassetten ausgetauscht, wodurch ein neues Influenzavirus entsteht, gegen das kaum jemand immun ist. Coronaviren kennen keine derartigen Mutationen.

Machen wir ein Beispiel: Wenn das Spike-Protein mutiert, kann sich das Virus deswegen besser oder schlechter an die Zellen binden. Die Mutation wird aber relativ geringfügig sein, so dass ein Teil der bestehenden Antikörper sich immer noch wird daran heften können. Mit Sicherheit werden die T-Zellen das mutierte Spike-Protein weiterhin erkennen.

Was bedeutet das im Alltag? Im Winter 2020/21, wenn wir uns vermehrt drinnen und näher beieinander aufhalten werden, wird das

Die Chance, bei täglicher Ziehung einen Sechser im Lotto zu holen, ist höher, als an Covid-19 zu sterben.

Virus nochmals eine Chance bekommen. Sofern wir die Risikopatienten schützen, wird es aber keine zweite Welle geben.

Dass das Virus harmloser wird, ist nur eine Erklärung dafür, weshalb weniger Hospitalisierungen und Todesfälle auftreten. Eine andere, ergänzende lautet: Die Ärzte haben gelernt, wie man Covid-19-Patienten behandelt. Offenbar hat es mit dem falschen Intubieren ein Ende gefunden. Auch setzte man gewisse immun-suppressive Medikamente zu früh ein. Bei Covid-Patienten mit einer T-Zellen-Immunität kann so was tödlich enden, wie man nun weiss.

Weitverbreitete Immunität

All diese guten Nachrichten sind in den Medien kaum zu finden. Am meisten ärgert mich aber, dass die weitverbreitete Immunität praktisch unerwähnt bleibt. Es gibt starke Verwandtschaften zwischen den Betacoronaviren. Bis zu 25 Prozent der Erkältungsviren sind Coronaviren. Daher haben wir alle eine gewisse Immunität dagegen.

Auch die Wissenschaft unterschätzte diese Immunität zunächst. Die meisten Arbeiten nahmen nur die T-Zellen-Immunität in den Blick, wobei die Quote der Menschen mit einer solchen Immunität, die nie Kontakt mit Sars-CoV-2 hatten, durchwegs zu niedrig angegeben wurde. Das ist ein technischer Fehler, weil die T-Zellen nur mit ein paar wenigen synthetischen Viruspeptiden und nicht mit ganzen Viren stimuliert wurden. Die T-Zellen-Immunität kann man bei einer Infektion zudem nicht von der B-Zellen-Immunität, sprich: Antikörpern, trennen.

Ohnehin sind die Antikörpertests in einem viel desolateren Zustand als anfänglich die PCR-Tests. Es wird noch eine Weile dauern, bis man die Frage der Rest-, Kreuz- oder Grundimmunität verlässlich klären kann. Derzeit lässt sich nicht einmal ein Immunschutz mit Sicherheit feststellen.

Nur eines steht fest: Die vorbestehende Immunantwort kann nicht mehr wegdiskutiert werden. Sie wäre der Schlüssel gewesen für eine andere Strategie. Solange die Nichtimmunologen behaupteten, es gebe keine Immunität und das Virus sei neu, war eine vernünftige Strategie allerdings nicht möglich.

Meiner Meinung nach ist die einzig vernünftige Strategie seit den ersten Corona-Fällen in der Schweiz dieselbe geblieben: Risikopersonen schützen, alle andern in Ruhe lassen. Das wäre eine edle Aufgabe für unsere Task-Force gewesen – ist aber schwieriger zu vermitteln als Hiobsbotschaften, die von den Medien so gern weiterverbreitet werden. Wer jetzt ständig mit einer zweiten Welle droht, tut dies wahrscheinlich, weil er keine Strategie hat, um die Risikopersonen zu schützen.

Ab in die Rolle Winkelrieds

Derzeit sieht es so aus, als ob das Warten auf einen Impfstoff die neueste Strategie sei. Auch das könnte misslingen. Ich bin ja als Impfpapst verschrien und würde mich über einen Impfstoff freuen, zweifle aber, ob das in diesem Fall möglich ist. Da die meisten Menschen bereits immun sind, würde man damit nur ihre spezifische Immunität anheben.

Sollte es wahr sein, dass Menschen ohne Symptome andere anstecken können, was ich stark bezweifle, müssten wir trotzdem weiterhin mit Maske herumstolzieren, weil die Einzigen, die bislang an Covid-19 gestorben sind, immun-kompromittiert waren. Der Impfstoff müsste also derart stark und speziell sein, dass er sogar bei Menschen funktioniert, die praktisch kein funktionierendes Immunsystem haben. Ich sage nicht, dass das unmöglich ist, aber beobachtet habe ich so etwas noch nie.

Seit Jahren lästere ich gegen das BAG, weil das Amt jeweils empfohlen hat, dass sich vor allem die Risikogruppe impfen lassen solle, was erwiesenermassen nur schlecht funktioniert hat. Es gibt keinen Grippeimpfstoff, der bei den Risikopatienten gleich gut wirkt wie bei Jungen. Bei den kommenden Sars-CoV-2-Impfstoffen muss man leider von der gleichen Annahme ausgehen.

Möglicherweise wiederholt sich die Geschichte. Bei den letzten angeblichen Pandemien, der Vogel- und der Schweinegrippe, hat sich im Nachhinein herausgestellt, dass dies normale Grippejahre waren. Wenn sich das BAG vor allem vor einer solchen Blamage fürchtet, schlage ich vor, es begeben sich möglichst rasch in die Rolle Winkelrieds und werfe sich in die Debatte. Lieber ein Amt mit Speeren in der Brust als ein Volk mit Lümpchen vor Mund und Nase bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Es reicht mit der Angstmacherei.

Beda M. Stadler ist emeritierter Professor für Immunologie an der Universität Bern.

PERSONENKONTROLLE

Maurer, Fehr, Danuser, Amherd, Sommaruga, Gössi, Bertschy, Graf, Girod, Maurer, Huiyan



Herz für die Jugend: Viola Amherd.



Einwanderungskritiker: Bastien Girod.



Frauen zählen: Kathrin Bertschy.

Ueli Maurer, Projektionsfläche, darf sich freuen, neuerdings ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten als Vorbild zu dienen. So bekannte die Zürcher Regierungsrätin **Jacqueline Fehr** (SP): «Ich nehme für mich in Anspruch, ein bisschen Ueli Maurer der Zürcher Regierung zu sein.» Und **Hans Peter Danuser**, frühere Tourismus-Ikone aus St. Moritz, schwärmte: «Die Schweiz hatte noch nie einen besseren Kurdirektor als Ueli Maurer. Sein spektakulärer Aufruf «Machen Sie Ferien in der Schweiz!» hat eingeschlagen wie eine Bombe.» Ueli Maurer beklagte sich aber auch öffentlich über die «unglaublich starke, ungesteuerte Zuwanderung». Wenn er so vielen Mitbürgern als Vorbild dient, ist die Begrenzungsinitiative für seine SVP so gut wie gewonnen. (möö)

Viola Amherd, Abwesende, gibt sich gerne jugendfreundlich. Aber als der Bundesrat nach der Sitzung vom 26. August auf Wunsch von Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP) zum Mittagessen wieder einmal in der Jugendherberge von Bern einkehrte, war die Verteidigungsministerin nicht mit von der Partie. Das fiel auf, weil die Oberwalliserin ihr grosses Herz für die Jugend sonst durchaus öffentlichkeitswirksam vor sich her trägt. Warum fehlte die CVP-Bundesrätin nun ausgerechnet bei dieser Gelegenheit zum direkten Kontakt mit den Jungen? Sie habe eine «dringliche» Verpflichtung wahrnehmen müssen, sagte ihr Informationschef auf Anfrage. Skeptiker mutmassen, Amherd sei nicht besonders erpicht darauf gewesen, mit dem Tablett in der Hand bei der Essensausgabe anzustehen, wie es in der Jugendherberge offenbar von Bundesräten verlangt werde. Auch der steile Aufstieg vom Marzili ins Bundeshaus sei weniger nach dem Geschmack der Wehrministerin. (hmo)

Petra Gössi, Schweigsame, muss auf Geheiss der Basis eine spektakuläre Spitzkehre vollziehen. Eigentlich hätte sie gerne den Vaterchaftsurlaub unterstützt, über den die Stimmbürger am 27. September abstimmen. Vor zwei Wochen in der «Arena» des Schweizer Fernsehens weibelte sie auch schon eifrig für die Papizeit. Aber tags darauf hielt die FDP ihre Delegiertenversammlung ab, die den Vaterchaftsurlaub mit hauchdünner Mehrheit überraschend ablehnte und damit auch Gössi verstummen liess. Denn die FDP-Präsidentin hat sich seither ein Schweigegeflübe auferlegt. Sie will sich jetzt neu weder dafür noch dagegen äussern. Und jeder, der behauptet, sie kämpfe weiterhin für die Vorlage, wie die Onlinezeitung *Watson* am Dienstag, bekommt Ärger mit ihr. (hmo)

Kathrin Bertschy und **Maya Graf**, Feministinnen, haben ein neues Steckenpferd. Die Co-Präsidentinnen des Frauendachverbandes Alliance F, einst eine gutbürgerliche Organisation und heute mit starkem Linksdrall, zählen neuerdings, wie oft Frauen in den Medien vorkommen: in Bildern, in Zitaten, im Vorspann, als Autorinnen. Das Resultat ist nicht erhebend, was vielleicht auch daran liegt, dass die Latte hoch gesetzt ist; nicht einmal die linke *Wochezeitung* kommt bei den Frauenzählerinnen gut

weg. Mit einer Expertinnendatenbank soll nun Abhilfe geschaffen werden – damit kein Journalist mehr eine Entschuldigung hat, wenn er wieder einen Mann statt einer Frau zu Wort kommen lässt. Wer das bevormundend findet, ist wohl selber schuld. (fon)

Bastien Girod, flexibler Meinungsmacher, kritisierte im «Sonntalk» auf Tele Züri die «kalkulierte Provokation», mit der Bundesrat **Ueli Maurer** im *SVP-Extrablatt* indirekt für die Begrenzungsinitiative weibelte. Die Zuwanderung habe die Schweiz aus dem Gleichgewicht gebracht, so die Botschaft des Finanzministers, die der grüne Nationalrat ganz und gar nicht teilte: «Inhaltlich ist es völlig falsch», sagte er. Ob er es auch so meinte? Denn nur zwei Jahre sind vergangen, seit sich der 39-Jährige kritisch zur Einwanderung äusserte. «Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz: Kritische Beurteilung aus grüner Sicht», hiess das Papier, das der *Sonntagsblick* publik machte. Girod liess sich wie folgt zitieren: «Durch das schnelle Bevölkerungswachstum in der Schweiz wird der Wohnungsmangel verschärft, sozial Schwache werden in schlechtere Wohnlagen verdrängt, Verkehrsengpässe auf Strasse, Schiene und in der Luft verschärfen sich, und die Lärmbelastung steigt.» Ob er sich daran erinnert? (zr)

Yang Huiyan, Grenzgängerin, hat einen EU-Pass. Wie der Nahostsender Al Dschasira enthüllte, hat die chinesische Immobilienmagnatin schon vor zwei Jahren einen Ausweis der Republik Zypern erhalten. Einzige Voraussetzung: Kauf einer Immobilie in Höhe von zwei Millionen Euro. Kleingeld für die zwanzig Milliarden Dollar schwere Tochter eines kommunistischen Top-Kaders. (ky)



Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst*
- Mehr Humor



*Jede Woche 12 Seiten

Schenken Sie Inspiration: 12 Ausgaben für Fr. 49.–

Gefällt Ihnen die neue *Weltwoche*? Wenn ja, sagen Sie es weiter. Noch besser: Schenken Sie einem Freund, einer Bekannten ein Kennenlern-Abo. Wenn Sie selbst Abonnent sind und mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes *Weltwoche*-Abo kostenlos um einen Monat.

- Ja, ich möchte jemandem das Kennenlern-Abo mit 12 Ausgaben für Fr. 49.– schenken.
Die Rechnung können Sie gerne mir senden.

Schenker/Rechnungsadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Beschenkter/Lieferadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Senden Sie den ausgefüllten Talon per Post an Weltwoche Verlags AG, Kundenservice, Postfach, 4601 Olten
Oder bestellen Sie das Abo per Telefon 043 444 57 01 oder via E-Mail an kundenservice@weltwoche.ch.

Weltkrieg im Internet

Die chinesische Teenager-App Tiktok ist ins Minenfeld der Geopolitik geraten. Was steckt hinter der Vorwürfen an die Spass-Plattform?

Fabian Gull

Tiktok ist eine der berühmtesten Apps weltweit. Mit geschätzten 700 Millionen Benutzern pro Monat erfreut sich die Anwendung vor allem bei Teenagern hoher Beliebtheit. Sie können selbstgemachte Kurzvideos mit Musik hinterlegen, mit Effekten versehen und mit ihren Followern teilen. Besonders gefragt sind Clips aus den Bereichen Tanzen, Tiere, Mode, Essen und Reisen. Der Spassfaktor ist gross, das Suchtpotenzial noch grösser.

Im Dienste der Regierung

Anfang August jedoch unterzeichnete der amerikanische Präsident Donald Trump eine *executive order*, die es US-Bürgern und US-Unternehmen verbietet, künftig Geschäfte mit der Tiktok-Mutter ByteDance zu machen. Der Vorwurf: ByteDance gefährde mit Tiktok die nationale Sicherheit des Landes, indem die Plattform Nutzerdaten sammle, die es der Kommunistischen Partei Chinas ermöglichen würden, User in den USA auszuspionieren. Kritik gibt es auch an Datenschutz, Jugendschutz, Sexismus oder Cybermobbing, doch die Zensur- und Spionagevorwürfe wiegen weitaus am schwersten.

Tiktok wurde 2016 in China lanciert, wo die App unter dem Namen Douyin bekannt ist. 2017 begann die internationale Expansion. Amerika mit seinen rund 100 Millionen Benutzern (laut Tiktok) wurde zum wichtigen Umsatztreiber. Tiktok gilt als eines der potenziell wertvollsten Start-ups weltweit. Das war, bevor die Firma ins Räderwerk der Geopolitik geriet.

Amerikanische Bedenken gegenüber chinesischen Technologieexporten sind nicht neu. Doch zum ersten Mal ist eine Social-Media-App auf den US-Radar geraten. Trump scheint die feste Absicht zu haben, die App in den USA zu verbieten, sollte sie nicht bis 15. September einen amerikanischen Käufer gefunden haben. Peking tobt und spricht von Diebstahl und Mobbing. Trump hat recht, wenn er die mögliche Missbrauchsgefahr durch die Daten-Krake Tiktok benennt. Warum er jedoch China mit einem forcierten Verkauf nach Amerika einen Milliardenregen beschern will und ein Verhandlungspfand aus der Hand gibt, bleibt sein Geheimnis. Wäre das gleiche Ziel

mit einem simplen Verbot nicht günstiger zu erreichen? Die Symbolik einer sich ergebenden chinesischen Firma oder der Wert der Daten scheinen wichtiger zu sein als das Geld.

ByteDance mit Sitz in Peking hat momentan die Option, einem Verkauf zuzustimmen, entweder ganz oder nur das US-Geschäft betreffend – oder ein Verbot in Amerika und wohl auch in Ländern wie Kanada, Australien oder Neuseeland hinzunehmen und auf den lukrativen US-Markt zu verzichten. Der chinesische Tech-Riese steht in Verhandlungen mit Microsoft, wo ByteDance-Gründer Zhang Yiming einst gearbeitet hat. Auch Firmen wie Oracle oder Walmart haben Interesse angemeldet. Entschieden ist noch nichts. Peking hat klargemacht, dass es bei diesem Deal mitreden will. Die Positionen von Peking und Washington liegen weit auseinander, beide sprechen von einer Frage der nationalen Sicherheit.

Als Nächstes könnten die verschiedenen Alibaba-Firmen oder WeChat, also die App, auf der die Chinesen ihr halbes Leben abwickeln, auf Trumps Abschussliste geraten. Dies ginge allerdings nicht, ohne amerikanischen Interessen zu schaden. Wer würde in China noch Apple-Pro-

dukte kaufen, auf denen die beliebteste App Chinas nicht oder nur auf Umwegen funktioniert?

Der digitale Graben zwischen den Ländern wird tiefer und könnte auch weitreichende Konsequenzen für die Beziehungen USA–China haben. Eine Art Nationalisierung des Technologiesektors könnte zur neuen Norm werden: Entweder man geschäftet mit China oder mit dem Rest der Welt. Das Vorgehen Trumps ist ein Powerplay um technische Standards und die Zukunft des Internets. Wer setzt sich wo durch? Die Strategie Chinas, viele ausländische Tech-Anbieter zu diskriminieren (Facebook, Twitter, alle Google-Dienste, Whatsapp, Skype u.a. sind in China gesperrt), für die eigenen Produkte aber weltweit freien Marktzugang einzufordern, ist zunehmend schwieriger zu vermitteln.

Frage des Vertrauens

Bisher ist nicht bekannt, dass Tiktok Daten von seinen Servern in Amerika oder Singapur, wo die amerikanischen Daten gespeichert sind, nach China transferiert hat. Auch tut die Firma einiges, um politisch unverdächtig zu erscheinen. So hat man sich aus Hongkong zurückgezogen, angeblich, um nicht Gefahr zu laufen, im Zuge des neuen Sicherheitsgesetzes Daten an die lokale Regierung liefern zu müssen. ByteDance lässt derweil verlauten, dass es keine User-Daten mit Peking geteilt habe und dies auch nicht tun würde, sollte die Regierung das verlangen. Ob dem so ist, ist unwichtig. Was zählt, ist allein, dass China jederzeit die Möglichkeit dazu hätte. Es wäre naiv, anzunehmen, dass ByteDance oder eine andere chinesische Firma der allmächtigen Kommunistischen Partei Paroli bieten könnte.

Letztlich ist es eine Frage des Vertrauens. Die Nutzer scheinen damit kein Problem zu haben, eine wachsende Anzahl Staaten schon. Tiktok ist zurzeit in Indien gesperrt und wurde schon vorübergehend in Indonesien und Bangladesch verboten. Auch Grossbritannien und Australien gehen auf Distanz. Europa tut sich wieder einmal schwer, eine klare Position gegenüber China zu beziehen, man prüft und berät in diversen Gremien. An Stellvertreterkriege dieser Art wird man sich wohl gewöhnen müssen.



Gelernt ist gelernt

Das Tessin als Vorbild: Die überalterte SVP wird jetzt von Marco Chiesa, einem sympathischen ehemaligen Tessiner Altersheimdirektor, präsidiert.



Viele haben Angst vor einer 10-Millionen-Schweiz. Obwohl alle wissen, dass sie kommen wird. In zwanzig Jahren, wenn wir so weitermachen wie bisher. Zehn Jahre später, wenn es nach der SVP geht.

Es gibt weltweit immer mehr pulsierende 10-Millionen-Städte. Zürich bringt es mit den noch nicht eingemeindeten Vororten wie Herrliberg gerade einmal auf eine Million Einwohner. In jeder Millionenstadt leben Reiche und Superreiche, die sich Betonvillen leisten. Hanspeter Guggenbühl rechnet auf Infosperber.ch nach, dass Silvia und Christoph Blocher 36-mal so viel Siedlungsfläche beanspruchen wie der Durchschnitt aller Zürcherinnen und Zürcher. Und trotzdem weiterbauen. Mehr Beton bedeutet mehr Arbeit auch für EU-Ausländer. Hoffentlich entstehen in Herrliberg wenigstens Null-Energie-Bauten. Guggenbühl sollte mit seinem Velo nachschauen.

Ausgerechnet diese Blocher-SVP malt das Bild einer Beton-Schweiz, die im Verkehr erstickt, an die Wand. Sie versucht, bei den wachstumskritischen Grünen Stimmen abzuholen. Zur Erinnerung: 1992 gab es nur dank den Grünen und den verwirrten Sozialdemokraten ein Volksmehr gegen den EWR.

Die damaligen Wasserträger von Christoph Blocher wollten nach einem Nein im Alleingang eine ökologische Schweiz durchsetzen. Ging total in die Hosen. Heute stehen wir nach 26 Jahren Moritz Leuenberger, Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga in Sachen Solar- und Windenergie in Europa miserabel da. Die bösen EU-Deutschen produzieren pro Kopf siebenmal mehr Solar- und Windenergie.

2022 nimmt mit Deutschland das grösste EU-Land alle Atomkraftwerke vom Netz. Und es wird noch besser. Die RWE produziert mehr Strom als die Schweiz. RWE stand bisher für Kohleverstromung. Der neue Chef, Rolf Martin Schmitz, kann sich vorstellen, sogar schneller aus der Kohle auszusteigen als von der Politik vorgegeben. Wieso? O-Ton Schmitz letzte Woche: «An meinem Plädoyer, stets die Versorgungssicherheit im Blick zu behalten, halte ich fest. Worin ich mich getäuscht habe, ist die Geschwindigkeit, in der die erneuerbaren Energien wirtschaftlich geworden sind.»

Wann beginnt die Schweiz mit der überfälligen ökologischen Aufholjagd? Sicher nicht mit dem jetzigen Bodenpersonal der Grünen und der SP. Der Stosstrupp unserer Winterlochleugner mit Simonetta Sommaruga, Roger Nord-

Mehr Beton bedeutet mehr Arbeit. Hoffentlich entstehen in Herrliberg wenigstens Null-Energie-Bauten.

mann, Bastien Girod und Co. will uns in einen neuen Subventionssumpf führen. Noch weniger hilft dem ökologischen Fortschritt die SVP, die aus unseren Bauern keine Freiland-Solarbauern machen will, obwohl diese so etwas zur Wertschöpfung der Schweiz beitragen könnten.

Noch ist Polen nicht verloren, denn die Erfahrung lehrt: Die Schweiz kommt meist zu spät, aber selten ganz zu spät. Wir werden die Kurve schon noch hinbekommen.

Zudem werden sich die Verkehrsprobleme spätestens dann in Luft auflösen, wenn in den

rot-grünen Städten nur mehr kollektive, sich selbst steuernde Elektroautos unterwegs sein dürfen.

Wer trotz unbegründeten Ängsten für eine 9-Millionen-Schweiz statt für eine 10-Millionen-Schweiz ist, muss deswegen keine bilateralen Verträge kündigen. Oder den Blochers das Bauen verbieten. Mann und Frau können die Schweiz EU-kompatibel für Zuwanderinnen und Zuwanderer weniger attraktiv machen. Wie? Ganz einfach durch Zwang zu verbindlichen Gesamtarbeitsverträgen in allen Branchen und durch massiv höhere Mindestlöhne.

Die Folge: Über Nacht würden viele im Tessin produzierende Unternehmen ihre Fabriken nach Oberitalien verlegen. Und die Tessiner Kadermitarbeiter würden in die Lombardei pendeln und kurz darauf auch dort wohnen.

Das Tessin als Vorbild. Die überalterte SVP wird jetzt von Marco Chiesa, einem sympathischen ehemaligen Tessiner Altersheimdirektor, präsidiert. Gelernt ist gelernt, wird sich die SVP-Findungskommission vorausschauend gedacht haben.

Der Verband Avenir 50 plus geht der SVP auf den Leim wie vor 28 Jahren Andreas Gross, Verena Diener, Hanspeter Thür, Jo Lang, Rudolf Strahm und Co. Ihr Motto: Ja zur Begrenzungsinitiative, nein zu Blocher. Die von links kommende Geschäftsführerin Heidi Joos sitzt auch gleich im nur vierköpfigen Vorstand des Vereins Avenir 50 plus. Nichts gelernt ist nichts gelernt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wunderland Indien

Trotz Armut, Kastenwesen und Corona-getrübter Stimmung zeigt Indiens Weg nach oben. Wie die grösste Demokratie trotz aller Widrigkeiten an die Weltspitze marschiert.

Michael Braun Alexander

Knapp 1,4 Milliarden Menschen zählt Indien und wird von den meisten als arm und entwicklungsbedürftig wahrgenommen, als Problemland schlechthin. Da sind die Slums in Mega-Metropolen wie Kolkata oder Mumbai. Korruption und kafkaeske Bürokratie. Das unheilvolle Kastenwesen. Die Diskriminierung von Frauen. Und alle Winter: die schlechteste Atemluft auf Erden – in Delhi, der heute etwa 28 Millionen Menschen zählenden Hauptstadt, also die Schweiz mal drei.

Monatlich ein neues Zürich

Dann kam das Coronavirus nach Indien. Die Koalitionsregierung von Ministerpräsident Narendra Modi, seit 2014 im Amt, verhängte im März einen landesweiten Lockdown, den weitreichendsten Eingriff dieser Art in der Weltgeschichte, legt man die Zahl der Betroffenen zugrunde. Kurz: eine denkbar unappetitliche Gemengelage. Indien im freien Fall also, infolge der Pandemie dem Untergang geweiht – oder zumindest dem wirtschaftlichen Niedergang?

Keineswegs. Das wäre eine Deutung, die inmitten kurzfristiger Panik die längerfristigen Trends aus dem Blick verlieren würde. Mehrere Aspekte relativieren die gegenwärtige Entwicklung. Zum einen ist die indische Gesellschaft mit einem Durchschnittsalter von Mitte zwanzig ausserordentlich jung. Jugendlichkeit und ein allgemein guter Gesundheitszustand sind, wie lange bekannt, der beste Schutz gegen einen dramatischen Verlauf einer Covid-19-Infektion. Zum anderen sind im Land bislang insgesamt zwar ungefähr 65 000 Menschen an (oder auch mit) Covid-19 gestorben. Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass in Indien täglich annähernd 30 000 Menschen sterben und die Bevölkerung um mehr als 40 000 wächst. Jeder Sonnenaufgang beschert dem Land gewissermassen ein weiteres Chur, Freiburg oder Schaffhausen – und jeder Monat ein neues Zürich.

Gewiss, Indien ist nicht das Paradies auf Erden, es gibt echte, substanzielle Problemzonen, in Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch im Polit-Kosmos zu Neu-Delhi. So stehen Teile von Modis Indischer Volkspartei (Bhara-



Aufstieg zur Supermacht: Ministerpräsident Modi.

tiya Janata Party, BJP) für eine hindunationale Gesinnung, für «Hindus first», um es in Anlehnung an US-Präsident Donald Trump zu formulieren. Vier von fünf Indern sind Hindus, die übrigen 20 Prozent fühlen sich zunehmend als Bürger zweiter Klasse, insbesondere die rund 180 Millionen Muslime.

Der Indische Nationalkongress wiederum, politisch mittig-links einzuordnen und der BJP in ziemlich bester Feindschaft zugetan, hat ein Problem anderer Art. Seit der indischen Unabhängigkeitserklärung 1947 ist der Kongress de facto ein Familienunternehmen der indischen *first family*, der Nehru-Gandhi-Dynastie, die vier Generationen umspannt. Die eigentliche Tragik von Familienunternehmen liegt bekanntlich darin, dass sie sich irgendwann mehr mit der Familie als mit dem Unternehmen beschäftigen.

Trotz solcher Herausforderungen und der pandemiebedingt eingetrübten Stimmung

legen mehrere Aspekte es nahe, dass Indien in Zukunft eine deutlich gewichtigere Rolle zukommen wird als in der Vergangenheit, auch und gerade in der geopolitischen Perspektive. Indien ist seit 1947 die grösste Demokratie der Geschichte – ein Superlativ, der bei jeder Wahl beträchtliche logistische Herausforderungen mit sich bringt. So werden die regulär alle fünf Jahre stattfindenden nationalen Parlamentswahlen üblicherweise in einem Zeitraum von sieben Wochen in regionalen Etappen durchgeführt, der Masse des Wahlvolks wegen. Im Laufe dieses Jahrzehnts wird das Land erstmals mehr als eine Milliarde Wahlbürger zählen.

Hunderte Sprachen und Ethnien

Dank der insgesamt stabilen Demokratieverhältnisse ist die Republik Indien ein natürlicher Verbündeter des «Westens», anders als die Volksrepublik China, die seit langem das

Kunststück fertigbringt, ein kapitalistisches Wirtschaftssystem mit den Rigiditäten einer kommunistisch-diktatorischen Einheitspartei zu verknüpfen. Der Kalte Krieg zwischen den USA und China, der sich in der Amtszeit Trumps verfestigte, dürfte Indien bald zum Vorteil gereichen. Dies gilt umso mehr, als ungelöste Dauerkonflikte auch das indisch-chinesische Verhältnis belasten – etwa der exakte Grenzverlauf zwischen beiden Ländern im dünnbesiedelten Himalaja und die chronisch schwellende Tibetfrage.

In der wirtschaftlichen Entwicklung hängt Indien dem nördlichen Nachbarn etwa zwölf bis fünfzehn Jahre hinterher. Das Land hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten jedoch fulminant entwickelt mit Wachstumsraten, die vor Corona typischerweise 6 bis 10 Prozent im Jahr betragen. Bereits 1991 hatte Regierungschef P. V. Narasimha Rao einen ersten wirtschaftlichen Liberalisierungsschub eingeleitet, einen echten Big Bang, geboren aus der Not einer drohenden Staatspleite. Die von Modi seit 2014 auf

Auf Krisen reagieren viele Inder mit einer Leidenschaft, die in Europa unvorstellbar wäre.

den Weg gebrachte zweite Reformwelle hat die Rahmenbedingungen weiter verbessert. Der Staat investiert massiv in den Aufbau der Infrastruktur. Umsatzsteuer und Insolvenzrecht wurden modernisiert. Schrittweise wird ein soziales Netz geknüpft, das zunehmend auch ärmere, benachteiligte Gesellschaftsschichten in Schutz nimmt, so mit einer neuen staatlichen Krankenversicherung und der gezielten Förderung von Basis-Finanzdienstleistungen.

Indien ist ein Vielvölkerstaat mit Hunderten Sprachen und Ethnien, ein Schmelztiegel, der es in seiner Heterogenität und Vielfalt mühelos mit den USA oder Europa aufnehmen kann. Pffiffige Unternehmer sind in sämtlichen Ecken des Landes zu finden, überdurchschnittlich oft aber unter den besonders unternehmenslustigen Gujaratis (zum Beispiel Mukesh Ambani, der reichste Asiate), den Angehörigen der Glaubensgemeinschaft der Jains oder in Parsen-Familien wie den Tatas und Godrejs in der Westküstenmetropole Mumbai, deren Vorfahren vor gut tausend Jahren aus Persien ins westliche Indien eingewandert waren.

Hinzu kommt in der Breite der Bevölkerung ein Wesenszug, den man am besten mit dem englischen Wort *resilience* beschreibt, übersetzt etwa «Spannkraft», «Widerstandsfähigkeit». Selbst auf Krisen wie ein kurzfristig ausgerufenes Bargeldverbot im November 2016 oder den derzeitigen Lockdown reagieren viele Inder mit stoischer Gelassenheit und einer Leidenschaft, die in Europa schlicht unvorstellbar wäre. Und sie sind – anders als es sich so

manch Schläuer im «Westen» denkt – ausserordentlich tatkräftig. Eine Studie der UBS aus dem Jahr 2018, die die durchschnittliche Jahresarbeitszeit in Grossstädten weltweit ermittelte, platzierte Mumbai mit 3,315 Pro-Kopf-Stunden auf Rang eins der Fleissliste, Neu-Delhi auf Rang vier (2,511 Stunden). Weit abgeschlagen folgten Zürich (1,813 Stunden) und Frankfurt am Main (1,773 Stunden).

Last, but not least hat die IT-Revolution, die Indien vor vier Jahren mit dem Markteintritt der Reliance-Telekomtochter Jio erfasste, dem Land einen Innovationschub beschert und die Wirtschaftsdynamik beschleunigt. Smartphones und Handys sind heute allgegenwärtig, selbst in tiefster Provinz, und die mobile Datenübertragung ist dank Jio in Indien billiger als irgendwo sonst. Hinzu kommt die enge Verzahnung indischer und amerikanischer IT-Unternehmen, insbesondere im kalifornischen Silicon Valley, dem technologischen Tempomacher unserer Epoche. In vielen Hightech-Branchen in den USA stellt die dort lebende indische Community heute mehr als ein Zehntel aller Beschäftigten.

Fünftgrösste Volkswirtschaft

Dass Indien binnen weniger Jahre wirtschaftlich und politisch zu den USA oder China aufschliessen, zu einer dritten Supermacht reifen könnte, mag vielen absurd erscheinen. Doch könnte genau dies bald geschehen. Laut Schätzung der Vereinten Nationen dürfte Indien zur Mitte des Jahrhunderts 1,65 bis 1,7 Milliarden Menschen zählen – was fast China plus USA entspräche. Auf Dollarbasis ist Indien schon heute die fünftgrösste Volkswirtschaft der Welt, bei kaufkraftparitätischer Rechnung (was die aussagekräftigere Methode ist) sogar die Nummer drei, weit vor Japan und Deutschland. Der Ökonom Raghuram Rajan, bis 2016 Gouverneur der Reserve Bank of India, geht davon aus, dass Indien bei der Wirtschaftsleistung im Laufe dieses Jahrhunderts China abhängen könnte. Es wäre dann die Nummer eins.

Wir alle in der westlichen Welt tun gut daran, den Subkontinent nicht zu unterschätzen. Südlich des Himalajas erwächst ein geopolitischer und wirtschaftlicher Gigant, der das 21. Jahrhundert massgeblich prägen wird. Indien wird sein Problem-Image bald hinter sich lassen; auch Corona wird im Rückblick kaum mehr als eine hässliche Zäsur gewesen sein, keine historische Trendwende. Der Aufstieg des Subkontinents zur Supermacht geht weiter.

Michael Braun Alexander: Indien, Superpower: Aufstieg einer Wirtschaftsmacht. Finanz Buch. 400 Seiten. Erschienen im Juli.

Der Autor studierte Wirtschaftswissenschaften, Politik und Philosophie in Oxford, Bologna und Washington D. C. Er hat als Wirtschafts- und Finanzjournalist für mehr als 50 Publikationen gearbeitet und schrieb sechs Sachbücher und sechs Romane, zuletzt «Der Aquarist». Er lebte mehrere Jahre in Mumbai, heute wohnt er in Berlin.

MÖRGELI

Erfolgreich das Genick gebrochen

Mit Grabesstimme und bitterernstem Augenaufschlag geben die Sprecher des Schweizer Fernsehens jeweils Firmenschliessungen und Entlassungen bekannt. Am Mittwoch letzter Woche tönte es in der «Tagesschau» so: «Die stark exportabhängige Maschinen- und Elektroindustrie kämpft nach wie vor.» Der Branchenverband Swissmem habe Bilanz gezogen – und «diese fällt düster aus». Als Beispiel zeigte SRF die Auswirkungen der Corona-Krise auf das Zuger Schraubenunternehmen Bossard AG.

Am gleichen Tag musste ein anderes Zuger Unternehmen Konkurs anmelden: die Firma Crypto International AG, Herstellerin von hochwertigen Chiffriergeräten. 82 Angestellte verlieren ihre Stelle. Davon war aber im Schweizer Fernsehen nichts zu hören. Denn die Firma wurde vernichtet durch genau diese unsere öffentlich-rechtliche Zwangsgebührenanstalt. Geradezu obsessiv berichtete die «Rundschau» im Verbund mit den Tamedia-Blättern über längst zurückliegende Spionageschichten, die schon seit den neunziger Jahren publik sind. Und zerstörte damit weltweit das Image der Nachfolgefirma.

Den Rest besorgte unser Bundesrat. Er verweigerte dem Unternehmen aufgrund des Aufwirbelns von historischem Staub die Ausfuhrgenehmigung. Was der Crypto International AG vollends das Genick brach. Dabei hatte das junge Inhaber-Ehepaar Andreas und Emma Linde die Firma völlig neu aufgestellt. Sie hat nichts mehr zu tun mit der Vorgängerfirma, die sich zeitweise im Besitz ausländischer Nachrichtendienste befand. Vergeblich haben die Besitzer beim Bund für die 82 Arbeitsplätze der Privatindustrie gekämpft. Die festbesoldeten Politiker und Beamten sagten nein. Wer wagt es schon, den Job-Vernichtern von «Rundschau» und *Tages-Anzeiger* zu widersprechen? Linksaussen wie Res Strehle und Mario Poletti wollten einst aus dem Staat Gurkensalat machen. Jetzt sitzen sie in staatsnahen Medienhäusern. Und zerhacken die Wirtschaft zu Gurkensalat. Nüchtern betrachtet, hat die Schweiz von der Crypto-Spionage gegen Diktaturen und Unrechtsregimes profitiert. Napoleon sagte: «Ein Spion am rechten Ort ersetzt 20 000 an der Front.» Doch ein Journalist am falschen Ort bringt 20 000 ums tägliche Brot.

Christoph Mörgeli

Hilfswerke kassieren diskret von Glencore

Im Rahmen seines internationalen Covid-19-Hilfsprogramms hat der Zuger Rohstoffkonzern Glencore auch für in der Schweiz tätige Hilfswerke eine Million Franken zur Verfügung gestellt. Das Angebot stürzte einige NGOs in ein Dilemma: Man möchte das Geld zwar gerne, aber bitte diskret, da der Zuger Konzern doch seit Jahren von der NGO-Szene angeprangert wird. Glencore garantierte den Hilfswerken, welche dies wünschten, deshalb Stillschweigen.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* gehört die Sektion Bern vom Entlastungsdienst Schweiz zu den NGOs, die nach dem Grundsatz «Pecunia non olet» (Geld stinkt nicht) unter Zusage von Diskretion die hohle Hand machten. So kassierte der Betreuungsdienst für Bedürftige von Glencore 90 000 Franken, was immerhin mehr als 10 Prozent der Zuwendungen vom Vorjahr ausmacht. Gerne hätten wir von Geschäftsleiter Udo Michel (ehemals Unia) erfahren, warum er auf Diskretion pocht. Doch nach einer Mail-Anfrage tauchte Michel mit der ganzen Geschäftsleitung unter und war auch telefonisch nicht mehr zu erreichen. Auch Pressesprecherin Elena Ibello verweigerte jede Auskunft. (axb)

Zu hart für Tagi-Leser

Seit der *Tages-Anzeiger* die *Basler Zeitung* (BaZ) übernommen hat, liest man in beiden Zeitungen oft dieselben Artikel – fast dieselben. Titel und Bilder sind in der Regel deckungsgleich, der Inhalt kann aber leicht variieren.

So schrieb kürzlich Markus Wüest, Vize-Chef der BaZ, eine Besprechung des Buches «Der Halbbart» von Charles Lewinsky, einer Persiflage um die Schlacht von Morgarten. In einem begleitenden Kommentar beleuchtet der Rezensent Lewinskys Umgang mit der Geschichte, wobei er zum Schluss gelangt: «Es passt zum Geist unserer Zeit, den eigenen Vorfahren Habgier, Hinterhältigkeit oder andere, niedere Motive zu unterstellen. An unseren Schulen und Hochschulen – und in der aktuellen Literatur offenbar auch – wird die Leistung unserer Altvorderen gerne verniedlicht, ihr Mut kleingeredet, ihre Motive banalisiert.» Ein solch hartes Fazit mochte die *Tagi*-Redaktion ihren Lesern nicht zumuten – und strich diese Sätze aus dem Kommentar. Begründung: «Zu kommentierend». (axb)

Massgeschneiderter Marktzugang

Die bilateralen Verträge mit der EU sind eine Erfolgsgeschichte. Wer sie aufs Spiel setzt, handelt unschweizerisch.

Roland A. Müller

Mit der Abstimmung über die Begrenzungsinitiative steht die Schweiz vor einer Weichenstellung. Vordringlich entscheidet das Stimmvolk über die vertraglichen Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten. Doch im Kern geht es um den wirtschaftlichen Erfolg der Schweiz, um geregelte Verhältnisse auf dem heimischen Arbeitsmarkt und um persönliche Freiheiten, die längst als selbstverständlich gelten.

Die Volksinitiative will die seit dem Jahr 2002 geltende Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der EU beenden. Ein solcher Rückschritt würde wegen der Guillotine-Klausel zwangsläufig zur Aufhebung aller Abkommen der Bilateralen I führen. Damit würde die Schweiz nicht nur ihre äusserst erfolgreiche Europapolitik zerstören. Sie würde auch eine Misere mit dem grössten Exportmarkt und wichtigsten Handelspartner der Schweiz heraufbeschwören. Das wäre mitten in der grössten Wirtschaftskrise seit Jahrzehnten absolut fahrlässig. Stabile Beziehungen zur EU sind für die stark vom Export abhängige Schweiz unverzichtbar, will das Land eine Drehscheibe im Herzen Europas bleiben.

Im Reich der Märchen

Der Wert der bilateralen Verträge darf weder überhöht noch verteufelt werden. Doch nüchtern betrachtet, hat die Schweiz vom massgeschneiderten Zugang zum grössten Binnenmarkt der Welt profitiert. Die Löhne in der Schweiz sind nach Einführung der Personenfreizügigkeit – auch im Tieflohnbereich – leicht gestiegen. Ebenfalls zugenommen hat der Anteil erwerbstätiger Menschen, und zwar in allen Altersgruppen. Lohnrückerei und Verdrängung von einheimischen Arbeitskräften gehören deshalb in das Reich der Märchen.

Zudem zeigen die Daten zu Wirtschaftswachstum und Arbeitslosigkeit seit Einführung der Bilateralen I glasklar, dass die Zuwanderung trotz Personenfreizügigkeit von den Bedürfnissen der Schweiz abhängt. Während einer Hochkonjunktur werden ausländische Arbeitskräfte benötigt, in einer Wirtschaftskrise bleiben

sie aus. So kommt es eben gerade nicht zu Fehlallokationen mit «Massenzuwanderung» und «Massenarbeitslosigkeit».

Gegen eine ungewollte Zuwanderung in den Arbeitsmarkt kann die Schweiz einen wirksamen Riegel schieben. Mit den flankierenden Massnahmen werden Verstösse gegen das Schweizer Lohnschutzniveau und die Arbeitsbedingungen wirksam geahndet. Der Schweizerische Arbeitgeberverband hat sich zusammen mit den Sozialpartnern immer für diese Eingrenzung der Personenfreizügigkeit eingesetzt.

Allerdings ist die alternde Gesellschaft der Schweiz auf eine gewisse Zuwanderung angewiesen. Mit der anrollenden Pensionierungswelle der Babyboomer entstehen in den nächsten Jahren nämlich grosse Lücken auf dem

Mit der Pensionierungswelle der Babyboomer entstehen grosse Lücken auf dem Arbeitsmarkt.

Arbeitsmarkt, die durch inländischen Nachwuchs nicht mehr ausgefüllt werden können. Schon jetzt stammt rund ein Drittel des Pflegepersonals in der Schweiz aus dem Ausland, davon ein Grossteil aus Deutschland, Frankreich und Italien. Seine Dienste sind nicht nur in der Corona-Pandemie unverzichtbar, damit das Gesundheitswesen – ebenso wie andere Wirtschaftszweige – auch künftig funktionieren.

Der grenzüberschreitende Personenverkehr erleichtert die Völkerverständigung, ist bedarfsgerecht, schützt Schweizer Löhne, fördert den Handel zwischen den Ländern und schafft letztlich Wohlstand für alle. Diese Errungenschaften wollen die Initianten der Begrenzungsinitiative hergeben. Stattdessen predigen sie eine heile Welt der Einigelung. Eine solche Politik ist isolationistisch, verantwortungslos und unschweizerisch. Sie verdient an der Urne ein wuchtiges Nein.

Roland A. Müller ist Direktor des Schweizerischen Arbeitgeberverbands.

Warum ich mit zwanzig Mutter werden will

Mein Freund und ich freuen uns auf unser erstes Kind. Es war unser Wunsch, so früh Eltern zu werden. Das mag ungewohnt sein, aber nichts spricht dagegen.

Yaël Meier

Im Januar 2021 werde ich Mutter, mit zwanzig. Mein Freund ist 23. Damit werde ich bei der Geburt meines ersten Kindes über zehn Jahre jünger sein als die durchschnittliche Schweizer Frau. Vor fünfzig Jahren wären die Reaktionen auf unsere Ankündigung, dass wir Eltern würden, nicht sehr überrascht ausgefallen. Wir hätten Glückwünsche und den dringenden Rat bekommen, endlich zu heiraten – wobei man uns Letzteres im 21. Jahrhundert auch noch immer oft nahelegt.

Heute ist eine der ersten Reaktionen, wenn Paare jung Eltern werden, die Vermutung, die Schwangerschaft müsse ein Versehen gewesen sein. Man sieht es praktisch jedem an, wie ihm die Frage auf der Zunge brennt. Manche gehen selbstverständlich davon aus. Andere fragen vorsichtig: «Aber es war ein Unfall, oder?»

Wenn wir verneinen, folgen immer ungläubige Gesichter, und wir gelangen in eine Position, uns für unseren Kinderwunsch rechtfertigen zu müssen. Es entsteht wohl eine ähnliche Situation wie bei einer Frau über dreissig, wenn sie bei einem Anlass auf Alkohol verzichtet und die Kellner, Freunde oder Schwiegermütter verschwörerisch flüstern: «Aha, ist da jemand im Bauch, der nicht mittrinken soll?»

Mitten im Selbstfindungsprozess

Mir ist aufgefallen, dass der Unglaube bei allen daher rührt, dass sie sich mit mir, mit uns vergleichen. Für viele Gleichaltrige ist die Vorstellung, jetzt ein Kind zu wollen, weit weg. Sie finden, sie seien selber noch Kinder und stünden mitten im Selbstfindungsprozess. Wo ihr Leben hin führen soll, wissen die meisten in ihren Zwanzigern noch nicht, und die Vorstellung, so früh so viel Verantwortung zu übernehmen, klingt für sie schrecklich.

Ich führte intensive Gespräche mit Freundinnen, die immer davon träumten, jung Mutter zu werden. Für sie wäre es zum jetzigen Zeitpunkt unvorstellbar, weil ihnen eingetrichtert wurde: «Bekomme auf keinen Fall vor 28 ein Kind, das wäre viel zu früh!»

Am geschocktesten reagierten unsere Freunde um die dreissig auf die Nachricht, dass ich

schwanger sei. Kinderwünsche werden bei einigen langsam aktuell, andere fühlen sich von den gesellschaftlichen Ansprüchen unter Druck gesetzt. Uns zu sehen, wie wir diesen Schritt zehn Jahre vor ihnen wagen, zwingt sie zur Auseinandersetzung mit dem Thema.

Personen, die selber Kinder haben, ohne speziell jung Eltern geworden zu sein, sehen unsere Situation sehr kritisch. Von ihnen be-



«Aber es war ein Unfall, oder?»:
Autorin Meier.

kommen wir direkte und ernste Sorgen mitgeteilt: ob wir das schafften, ob wir wirklich bereit seien. Sie stellen Fragen, auf die wir nicht immer Antworten finden. Aber, ehrlich gesagt, ich glaube nicht, dass ihre Lage klarer oder sicherer war, als sich ein Kind anbahnte. Auf die Veränderungen, die mit einem Neugeborenen auf einen zukommen, kann sich letztlich niemand komplett vorbereiten. Und einen perfekten Zeitpunkt gibt es nie.

Wenn wir dreissig wären, mein Freund und ich, würden wir vor keinem, der erführe, dass wir Eltern würden, in einen Rechtfertigungs-

zwang kommen. Wir sind jung, ja; aber das bedeutet nicht, dass wir in irgendeiner Weise schlechtere Eltern werden. Finanziell sind wir unabhängig. Wir stehen sicher im Leben und haben alles, was es braucht, um für ein Kind da zu sein.

Das andere, was ich als Frau bemerke – und hier macht das Alter wohl wenig Unterschied –, ist, dass mich einige Leute fragen, wie es beruflich bei mir weitergehe. Oft wird angenommen, dass ich zurückführe oder meine Karriere ganz an den Nagel hinge – und das mit zwanzig!

Diese Rollenbilder sind noch immer verankert: Mütter können nicht gleich erfolgreich sein wie Väter. Das stimmt nicht. Mein Freund und ich führen unsere eigene Firma, was die Rollenaufteilung unkompliziert macht. Wir werden sowohl für die Erziehung als auch für die Firma verantwortlich sein. Beide gleichermassen.

Ich stelle mir aber vor, wie das in den meisten Fällen abläuft. Man wägt ab, wie teuer die Kita ist und welchen Lohn man streichen kann, um sie zu finanzieren. In den meisten Fällen ist es dann derjenige der Frau. Mir wurde ausserdem bewusst, welchen Nachteil Frauen in der Berufswelt haben, nur weil sie irgendwann schwanger werden könnten.

Abgesehen von der grossen Frage, ob das Kind gewollt sei, freut sich unser Umfeld extrem für uns. Wir erfahren viel Unterstützung. Alle gelangen zum Schluss, dass wir grossartige Eltern sein werden. Das Alter spielt da keine Rolle.

Beruflich gesehen ganz praktisch

Im Gegenteil: Viele sehen sogar Vorteile darin, jung Kinder zu bekommen. Ein Freund meinte, dass das – beruflich gesehen – ganz praktisch sei. Wir seien noch so jung, dass wir uns jetzt einige Jahre voll auf das Kind konzentrieren könnten. In etwa zehn, fünfzehn Jahren, wenn wir Mitte dreissig seien, hätten wir noch immer genügend Zeit, unsere Karrieren voranzutreiben.

Es ist wohl ungewohnt, ein so junges Paar mit Kinderwunsch zu sehen. Aber eigentlich spricht kaum etwas dagegen, früh Mutter zu

Szenen wie im Bürgerkrieg

Seit Wochen berichte ich als Reporter über die Randalen in den amerikanischen Innenstädten. Ausgerüstet mit versteckter Kamera, werde ich Zeuge von unfassbaren Gewaltorgien.

Kalen D'Almeida

Kenosha

Ich komme direkt aus Kenosha, Wisconsin, dem jüngsten Brennpunkt gewalttätiger Ausschreitungen. Was ich in der Kleinstadt am Lake Michigan gesehen habe, glich im Wesentlichen dem, was wir seit Wochen in Portland erleben. Im Zentrum der gewalttätigen Aktionen standen Mitglieder von «Black Lives Matter» (BLM) sowie Antifa-Aktivist:innen in komplett schwarzer Kleidung. Bemerkenswert ist der Umstand, dass Gruppen von Agitatoren in Lieferwagen von einem Brennpunkt zum anderen quer durch Amerika fahren. Sie bringen Personal und Material – von Schutzausrüstung bis Benzin – an die Front.

Ganz gleich, in welcher Krisenzone sie sich befinden, Vorgehen und Rhetorik der Agitatoren sind überall dieselben. Die Rädelsführer rufen dazu auf, Gewalt gegen Sicherheitsbeamte auszuüben. Ihr Ziel ist nicht politischer Wandel, sondern Anarchie und Sturz des etablierten politischen Systems.

Ausschreitungen mit 3000 Beteiligten

In den letzten Monaten ist es in Minneapolis, Chicago, St. Louis, Seattle, Austin, Washington, D. C. und weiteren kleineren Orten zu Gewalt und Zerstörung gekommen. In diesen Städten sind die Proteste aufgeflammt, nach dem Tod von George Floyd und anderer schwarzer Bürger, die im Zuge von Polizeieinsätzen ums Leben kamen. Die meisten Demonstranten sind friedlicher Natur. Allerdings haben viele von ihnen kein Problem damit, dass bei den Kundgebungen Gewalt ausgeübt wird.

In Portland, von wo ich als Reporter während der letzten sieben Wochenenden berichtete, habe ich Randalen mit mindestens 3000 Beteiligten gesehen. Man beobachtet immer wieder die gleichen Leute, die seit hundert Tagen die Randalen anzetteln. Auffällig ist, dass sich in Portland und anderen Städten viele kleinere Gruppen formieren. Die Art und Weise, wie sie organisiert sind, lässt darauf schliessen, dass viele von ihnen über soziale Medien miteinander vernetzt sind. In vielen der Unruhestädte sind Szenen wie in einem Bürgerkrieg zu beobachten. In einer



Minutenlang schlugen BLM-Mitglieder auf das benommene Opfer ein: Portland.

Kettenreaktion reiht sich eine Gewalttat an die andere. Ein Beispiel einer solchen Gewaltorgie habe ich in der Innenstadt von Portland dokumentiert. Einige BLM-Mitglieder nahmen einen Weissen ins Visier. Sie beschuldigten ihn, Protestierende gefilmt zu haben, und schlugen ihn auf offener Strasse zusammen. Eine dabeistehende weisse Trans-Frau versuchte, die Aggressoren zu beschwichtigen, worauf sie selbst bestohlen und zusammengeschlagen wurde.

Dies veranlasste den weissen Fahrer eines Ford-Trucks, sich für die Trans-Frau zu wehren. Nach einer Verfolgungsjagd wurde er aus dem Auto gezerrt. Während Minuten schlugen immer wieder BLM-Mitglieder auf das benommene Opfer ein. Ich filmte, wie ein schwarzer Aktivist mehrmals auf den Kopf des Wehrlosen eintrat, bis dieser bewusstlos und aus dem Kopf blutend liegen blieb.

Der Hauptaggressor wurde als Marquise Love identifiziert. Er hat sich Tage nach der Attacke den Behörden gestellt und steht derzeit unter Arrest. Bisher hatten Randalierer und Gewalt-

täter von der laxen Haltung der örtlichen Justizbehörden profitiert. Bezirksstaatsanwalt Mike Schmidt weigerte sich, Hunderte von Krawallmachern strafrechtlich zu verfolgen. Er steht unter Verdacht, mit militanten Aktivist:innen zu paktieren. In einem Interview offenbarte Schmidt, seine Bekanntschaft mit einem führenden Antifa-Mitglied reiche «weit zurück».

Krisenstädte fast ausnahmslos links

Die Sicherheitsbeamten in Portland tun ihr Möglichstes, um die Lage zu beruhigen, aber ihnen sind die Hände gebunden. Ihr Budget wurde zusammengestrichen. Sie haben eine Spezialeinheit verloren, die dafür zuständig war, illegale Schusswaffen aus dem Verkehr zu ziehen. Ich habe mit einem Polizisten gesprochen, der sagte, die Hälfte von ihnen wolle den Dienst quittieren.

Präsident Trump hat den Krisenstädten Bundespolizisten und die Nationalgarde angeboten. Der Gouverneur von Wisconsin sagte zu, seither hat sich die Lage in Kenosha beruhigt. In Portland dagegen entflammte sich die Gewalt, nachdem Bundespolizisten eingetroffen waren. Sie wurden von den Randalierern als «Nazi-Sturmtruppen» bezeichnet.

Die Bürgermeister der Krisenstädte stecken in einem Dilemma. Sie sind fast ausnahmslos links. Nun geraten sie unter Druck von linken Extremisten. In Chicago wurde die lesbische schwarze Bürgermeisterin Lori Lightfoot ausgebuht. Dasselbe geschah mit Jacob Frey in Minneapolis.

Ted Wheeler, der Bürgermeister von Portland, befindet sich in einer speziell schwierigen Lage. Der Mob zieht regelmässig vor sein Privathaus. Wenn Wheeler entschlossene Schritte zur Etablierung von Recht und Ordnung unternähme, könnte jede Nacht etwas Schreckliches geschehen. Es scheint, als gäbe es keine Möglichkeit, die Bestie auf der linken Seite zu sättigen.

Aufgezeichnet von Urs Gehrig

Das ganze Gespräch auf www.weltwoche.ch/International
Kalen D'Almeida ist Mitgründer der Nachrichtenplattform www.scriberrnews.com

Infantilisierte Eltern

Sechs Gründe, warum es den bezahlten Vaterschaftsurlaub nicht braucht.



Der staatlich gesponserte Vaterschaftsurlaub scheint nur noch schwer aufzuhalten zu sein. Eine Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer, so erfährt man aus Umfragen, will Ende September ja sagen zu zwei Wochen bezahlten Papi-Ferien. Die Argumente sind mehr oder weniger immer dieselben: Es sei jetzt einfach Zeit dafür, zwei Wochen könne man den Vätern doch gönnen, die Schweiz gehe ohnehin knausrig mit den Familien um, und es habe irgendwie auch mit Gleichstellung zu tun. All diese Begründungen sind äusserst dürftig.

Erstens gibt es schlicht keine Erklärung dafür, warum ein Vater bei der Geburt seines Kindes nicht Ferien beziehen kann. Es steht ihm niemand vor dem Glück, dies zu tun; schliesslich weiss er ein paar Monate im Voraus, was auf ihn zukommt. Oder ist das Baby nur dann Ferien wert, wenn jemand anderes dafür zahlt?

Zweitens ist es wahnwitzig, eine neue Lifestyle-Sozialversicherung einzuführen, wenn man gleichzeitig nicht weiss, wie man die Altersvorsorge vor dem Absturz retten will. Sind die Schweizer einfach etwas nonchalant geworden und sagen sich, auf die 230 Millionen Franken jährlich für den Vaterschaftsurlaub komme es jetzt auch nicht mehr an?

Noch ärgerlicher als die Geldverschleuderung ist, drittens, der behelende Ansatz: Die Papi-Zeit sei ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer modernen Gesellschaft, und man müsse die Jungväter bei ihrer Rollenfindung unterstützen. Vielleicht sollte man wieder einmal darauf hinweisen, dass wir in einem liberalen Staat leben. Da braucht es keine Beeinflussungen von oben, was zeitgemäss sei und das Beste für

die Familien. Überhaupt sollte man Vorlagen mit erzieherischem Anspruch ablehnen, und zwar aus Prinzip – es ist eine Frage der Würde, sich vom Staat nicht manipulieren und infantilisieren zu lassen.

Geradezu komisch ist, viertens, die Begründung, dass zwei Wochen Papi-Zeit die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichterten und die Gleichstellung der Frauen voranbrächten. Für berufstätige Mütter tönt das wie ein Witz, denn sie wissen, worauf es tatsächlich ankommt: dass man sich den richtigen Mann aussucht. Einen, der bei der Kinderbetreuung mithilft und sich zu Hause engagiert – nicht zwei Wochen, sondern zehn Jahre und mehr. Zählt der künftige Papi dagegen zu der Kate-

Geht es so weiter, werden Krippen zu offiziellen Bildungsinstitutionen gekürt und kostenlos sein.

gorie von Männern, die immer Wichtigeres zu tun haben werden, als sich um die Familie zu kümmern, und die nur wie Satelliten zu Hause vorbeifliegen, wird es für die Mutter nicht einfach. Dann wird nämlich immer sie es sein, die bei der Arbeit fehlt, wenn das Kind mit Bauchweh im Bett liegt oder die Schule zum gemeinsamen Weihnachtsbasteln einlädt.

Schliesslich sollte man die Probleme berufstätiger Eltern auch nicht grösser machen, als sie tatsächlich sind. Die Schweiz ist dank ihren hohen Löhnen dazu prädestiniert, dass Mutter und Vater während der intensiven Kleinkindphase beide zum Nachwuchs schauen und beide

teilzeitlich arbeiten, wenn sie das wollen. Das hat, nebenbei bemerkt, auch den Vorteil, dass im Fall einer Scheidung der eine meist nicht jahrelang für den anderen zahlen muss. Eltern sind, das ist der fünfte Punkt, keine Schwerarbeiter, und Elternschaft ist selbstgewählt und keine heroische Leistung, die mit staatlichen Wohltaten abgegolten werden muss.

Zumal staatliche Wohltaten nicht gratis sind. Das gilt auch für den Vaterschaftsurlaub: Er ist, sechstens, ein weiterer Schritt auf dem Weg hin zu einer Gesellschaft, in der die Eltern zunehmend abhängig sind vom Staat und die Behörden im Gegenzug immer mehr Einfluss erhalten. Dieser Umbau ist in vollem Gang und zeigt sich exemplarisch bei der Förderung der Null- bis Vierjährigen, die auf allen Staatsebenen derzeit tüchtig ausgebaut wird. Nur mit professioneller Früherziehung werde die Chancengerechtigkeit gewahrt und könne das Potenzial der Kleinsten ausgeschöpft werden, lautet das Mantra der Bildungs- und Soziallobby. Wer will da schon dagegenhalten?

Geht es so weiter, werden die Krippen bald einmal zu offiziellen Bildungsinstitutionen gekürt und kostenlos sein, die Ganztageschulen werden zur Norm, und auch während der Ferien steht der Staat für die Kinderbetreuung parat – und die Lohnabgaben und die Steuern und der Konformitätsdruck werden irgendwann so hoch sein, dass Elternpaare gar nicht mehr anders können, als nach ein paar Wochen Babypause Vollzeit zu arbeiten und sich ins Kollektiv einzufügen. Das nennt sich dann moderne Familienpolitik.

«Kunst ist, wenn freie Menschen sich maximal befreien»

Der Komiker und Verleger Patrick Frey über das Leben, seine grossbürgerliche Familie, den Selbstmord seines Vaters und die Frage, was ihm Kunst und Satire heute bedeuten.

Roger Köppel und Roman Zeller

Unter den Schweizer Komikern ist Patrick Frey der Intellektuelle, der Asket. Seinen Pointen haftet etwas Gefriergetrocknetes an. Das Absurde hat es ihm angetan. Sein Aufstieg zu einer Leit- und Inspirationsfigur der Schweizer Kulturszene begann Ende der siebziger Jahre als Kunstkritiker für internationale Zeitschriften. Zu Beginn der achtziger Jahre schrieb Frey Kabarettgeschichte mit der Anarcho-Truppe «Götterspass» um den damals noch gertenschlanken Beat Schlatter. Frey gründete einen angesehenen Verlag für Kunstbücher (Edition Patrick Frey), wirkte an der Seite seines Freundes Viktor Giacobbo am Fernsehen und auf der Bühne. Er schrieb auch Romane und arbeitet gerade mit Joachim Rittmeyer am neuen Stück «Der letzte Piepser». Brillant war seine Arbeit für Radio Lora und SRF, als er normale Menschen zu ihrem Leben interviewte. Seit über dreissig Jahren ist er mit Laurence Frey-Bloch verheiratet. Das Paar hat vier erwachsene Buben. Wir trafen Frey im Zürcher Restaurant Markthalle unter den malerischen Bögen eines SBB-Viadukts.

Weltwoche: Herr Frey, fangen wir ganz am Anfang an. Sie kamen 1949 in Bern zur Welt, in einer grossbürgerlichen, traditionsreichen Familie. Wie sind Sie aufgewachsen?

Frey: Entscheidend war die wohlhabende, bürgerliche Umgebung mit sehr viel Bezug zur Kunst. Mein Vater starb früh, ich habe ihn kaum gekannt. Ich war zweijährig, als er sich umbrachte. Sein Selbstmord prägte mich sehr, es war eine fürchterliche Tragödie. Dass es Selbstmord war, habe ich erst mit zwölf erfahren. Ich wuchs mit meiner Mutter auf. Sie war sehr stark, hatte verschiedenste Kompetenzen, baute Büchergestelle, Kisten, lehrte mich Sägen, Nageln, Schiessen, Bücher lesen und logisches Denken.

Weltwoche: Ihr Grossvater war Münsterpfarrer in Bern. Wie beeinflusste Sie das?

Frey: Ich kannte ihn noch knapp. Meine Grossmutter, eine von Wattenwyl, wohnte auf dem Land, in einem sehr schönen Haus. Sie war ein Leben lang sehr engagiert in der Seelsorge. Ich habe pietistische Vorfahren, die kamen aus

Schottland, als Groupies von Pestalozzi, den die Familie meiner Grossmutter unterstützt hat. Das Haus war ein Geburtsort, wenn man so will, der frühen evangelikalen Bewegung. Das hat mich sehr interessiert und fasziniert. Zwei weibliche Vorfahren gehörten zu den Gründerinnen der Heilsarmee. Meine Grossmutter spottete zwar immer darüber, aber es war ein wichtiges Thema.

Weltwoche: Ihre Mutter stammt aus dem Winterthurer Handelshaus Volkart.

Frey: Meine Grossmutter war eine Volkart, mein Grossvater ein Bühler, Textilfabrikant und Kunstmäzen. Auf beiden Seiten, Vater und Mutter, standen Kunstmäzene. Der Industrielle Oskar Reinhart lebte noch, wie sein Bruder, Chef der Handelsfirma Volkart, ein grosser Kunstförderer auch er. Volkart und Reinhart, das ist eine kom-

«Ich habe ein Leben lang versucht, meinen eigenen Weg zu gehen, dieser Ahnenfolge zu entkommen.»

plizierte Geschichte. Die Reinharts hatten sich bei den Volkarts eingeheiratet, um schliesslich irgendwann die Firma meines Urgrossvaters in einem etwas *unfriendly takeover* zu übernehmen.

Weltwoche: Und Sie haben schon als Kind Tolstoi gelesen und Thomas Mann?

Frey: Nein. Jerry Cotton. Mein künstlerisches Interesse kam erst später.

Weltwoche: Den Tod Ihres Vaters bezeichneten Sie als «grösste Kränkung meines Lebens». Können Sie das erläutern?

Frey: Zuerst war da komplettes Unverständnis. Wie konnte er nur? Wie war das möglich? Mit zwei kleinen Kindern? Ich glaubte, es muss ein unglaublich schlimmer Grund gewesen sein. Und ich fühlte Wut. Weil ich ein melancholischer Typ bin, mit einem eher depressiven Charakter, hatte ich andererseits ein gewisses Verständnis, dass man an so einen Punkt kommen konnte. Zorn und Fassungslosigkeit hielten sich die Waage. In mir herrschte ein Konflikt zwischen Herausfinden- und Nichtwissenwollen.

Weltwoche: Haben Sie den Grund jemals entdeckt?

Frey: Die väterliche Erziehung, durch den Pfarrer, war sozusagen alttestamentarisch, patriarchalisch, schlecht, schädigend. Mein Vater hatte Geldschwierigkeiten, lebte auf grossem Fuss, hatte Rennrösser in Frankreich. Es gab Frauengeschichten, aus der früheren Ehe ein Kind, das an Leukämie starb. Ich überlegte mir das erst, als ich selber Kinder hatte, aber ein Kind zu verlieren, ist nicht zu überwinden. Es ist der schlimmste Verlust. Auf der anderen Seite empfand ich es als Kränkung, denn offenbar konnten ich und meine Schwester den Schmerz des Vaters nicht aufwiegen. So legte ich mir das damals zurecht. Es bleibt für mich bis heute eine Wunde.

Weltwoche: Hat Sie diese Erfahrung empfänglich für Religion gemacht?

Frey: Nein, gar nicht. Meine Mutter war sehr areligiös, vor allem anti-christlich. Sie hatte eine alttestamentarische, sozusagen jüdische Auffassung des Lebens und akzeptierte den Rest nicht. Zwar gingen wir in die Kirche, aber ich fand da keinen Trost. Null. Mehr in der Kunst.

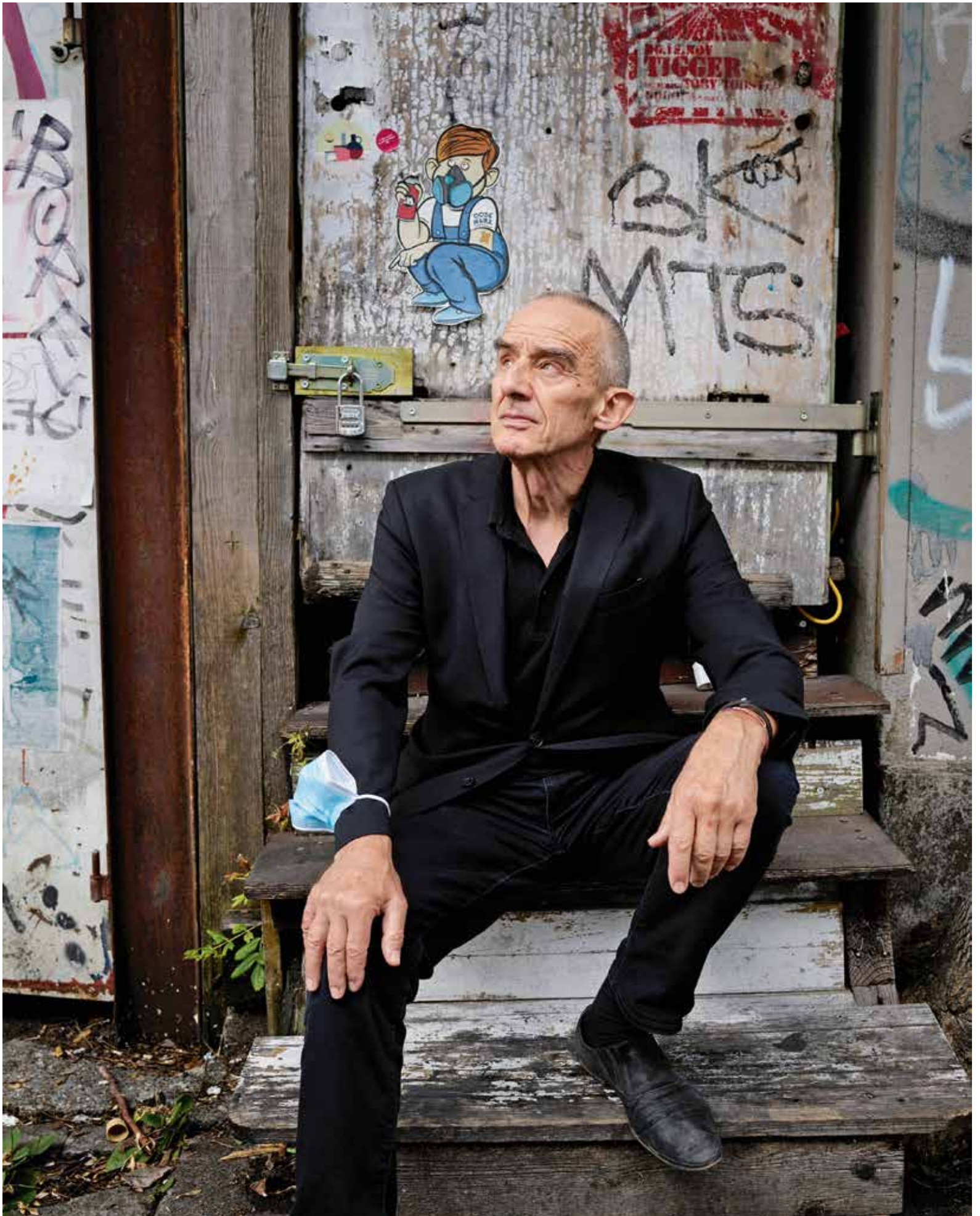
Weltwoche: Sie stammen aus der schweizerischen Aristokratie und dem Industriellenadel. Es gibt den Satz in Patricia Highsmiths «The Talented Mr. Ripley», wo einer sagt, die Reichen seien einfach anders, es gebe da eine unsichtbare Schranke gegenüber den Nichtreichen. Haben Sie sich als besonders privilegiert empfunden?

Frey: Ja, sicher. Es war einem bewusst, die Familie, die Tradition, die weit zurückreicht.

Weltwoche: Vorteil oder Belastung?

Frey: Natürlich eine Belastung. Die Volkart-Geschichte mit den merkwürdigen Todesfällen bei den männlichen Nachkommen – es gab da auch einen, der depressiv wurde in einem bestimmten Alter. Er konnte das Kontor nicht übernehmen, lebte dann irgendwo im Thurgau. Ich habe das als Belastung empfunden, als Grund, mich davon zu distanzieren. Ich habe ein Leben lang versucht, meinen eigenen Weg zu gehen, dieser Ahnenfolge zu entkommen. Das einzig Gute am Tod meines Vaters war, dass ich mich nicht in diese Galerie einreihen musste.

Weltwoche: Trotzdem studierten Sie eine Zeitlang Ökonomie. Wollten Sie in die klassische Schiene zurückspringen?



«Ich finde, die rechte Seite macht einfach die schlechteren Witze»: Satiriker Frey während einer kurzen Arbeitspause.

Frey: Nein. Das hatte mit meiner Internatszeit in Zuoz zu tun, wo ich das Theater entdeckt hatte. Die Ökonomie war dann eher so etwas wie der Versuch, mir selber zu beweisen, dass ich aus der Welt der Worte und Buchstaben, der Philosophie, die mir eher lag, in die für mich eigentlich unvorstellbare Welt der Zahlen und Formeln wechseln könne, ohne unterzugehen. Ich machte das Studium bis zum Vordiplom, sogar eine eidgenössische Buchhalterprüfung gelang. Meine Abschlussarbeit handelte von der Industrialisierung Kuwaits, fünfzig Seiten. Es war ein Trip. Dann aber war das Experiment beendet, und ich stieg im Fach Kunstgeschichte ein.

Weltwoche: Das Lyceum Alpinum Zuoz ist eine superrenommierte Schule. Würden Sie das Internat empfehlen?

Frey: Nie würde ich ein Internat empfehlen.

Weltwoche: Warum nicht?

Frey: Die sind gefährlich. Es kommt sehr darauf an, wer du als Bub bist: Wenn du ein offener Typ bist, sportlich, gefestigt, gescheit, ein Erfolgstyp, unkompliziert, dann ist es gut, um interessante Beziehungen zu knüpfen. Internate aber sind brutal, ich habe das erlebt. Ich war zwar nicht unsportlich, spielte aber vor allem Theater. Das war ungewöhnlich, aber okay, weil ich sonst das Internat vielleicht nicht überlebt hätte.

Weltwoche: Sehr wichtig wurde und ist für Sie die Kunst. Was hat es damit auf sich?

Frey: Kunst, das spürte ich früh, ist ein Feld des freien Experimentierens, auf dem hochverdichtet Sinn hergestellt wird. Kunst ist für mich immer Avantgarde, der Ort, wo alles zuerst ausprobiert, angedacht und geöffnet wird, ehe es in andere Genres überspringt. Gegenwartskunst ist die Essenz des Neuen, und zwar breit. Geistes- und Naturwissenschaften spielen eine Rolle, nehmen Einfluss. Das elektrisiert mich bis heute.

Weltwoche: Was hat Sie in den siebziger Jahren an der Punk-Bewegung fasziniert? Das war total kaputt, «No Future», ihr könnt uns alle mal.

Frey: Man muss wissen: Mit meiner Schwester wuchs ich in Berg am Irchel auf, dort hatte mein Grossvater ein Schloss, das heute dem Schrauben-Würth gehört. Wir hatten viele Schlagerplatten, hörten sie rauf und runter. Am Punk, der dann viel später kam, interessierte mich der Kunstbezug. Die Punks kamen aus den Kunstschulen, ähnlich wie die Rolling Stones, nicht aber die Beatles. Punk war die Fusion von Kunst, Avantgarde und Rock, aus dem etwas ganz Neues entstand.

Weltwoche: Und die «Leck mich am Arsch»-Haltung?

Frey: Natürlich faszinierte auch das Rebellische, die Ablehnung. Das mit «No Future» war ernst zu nehmen: Wir sagen zuerst mal nein zu allem. Wir wollen etwas anderes, wissen zwar nicht was, aber das, was jetzt ist, muss weg.

Weltwoche: Wie viel Punk steckt heute noch in Ihnen drin?

Frey: Ich bin sehr, sehr widerständig gegen bestimmte Ansichten und Sicherheiten. Aber ich

bin kein Punk. Die Punks endeten in der Musikindustrie, das wurde kommerziell verwurstet, was mich dann genau nicht mehr interessierte.

Weltwoche: Es heisst, Punk habe Sie auf die Kabarettbühne gebracht.

Frey: Es gab einen Stilbegriff, der mich genauso interessierte: Trash. Punk war damit verbunden; so wollte ich Theater machen, nicht dasjenige von damals. Es war abgestanden, da passierte gar nichts mehr. Kabarett, wie wir es machten, war eine seltsame Kombination aus hohen Ansprüchen und billigsten Sketchen, die wir nachstellten – aus Trash. Wirklich billig. Wir wollten ganz neu anfangen. Es war weder Lehrer-Kabarett Rotstift noch literarisches Kabarett wie Cornichon. Das fanden wir alles furchtbar. Beat Schlatter, mein langjähriger Bühnenpartner, mit dem das alles anfang, der war Punk, Schlagzeuger bei der Punkband Liliput.

Weltwoche: Und die Botschaft war?

Frey: Fun. Spass.

Weltwoche: Das grosse Fest im Säurebad der Ironie.

Frey: Trash war die grosse ironische Übung, ohne hochgekünstelt zu sein. Es war auch nicht von oben herab, kein Bildungskabarett nach dem Motto «Ich weiss, wie die Welt funktioniert». Persönlich bin ich durchaus der Besserwisser, der alles erklären will, aber Humor, der diese Pose einnimmt, finde ich überhaupt nicht lustig. Darum haben wir damals üble Charaktere gespielt: SVP-Typen, Bünzlis. Das aber ist

*«Ich sage immer:
Ich bin viel zu depressiv, ich kann
mir keinen Pessimismus leisten.»*

längst vorbei, Figuren zu spielen, die das propagieren, was wir schlimm finden. Zum Teil wussten die Leute gar nicht, ob sie lachen sollen. Wir hörten auch oft, wir seien sexistisch. Vieles von dem könnte man heute gar nicht mehr machen.

Weltwoche: Was war Ihr treibender Impuls?

Frey: Ich wollte wirklich lustig sein. Wie Monty Python oder heute Ricky Gervais. Die konnten hart an der Grenze entlangschrammen, und die Leute mussten hysterisch lachen über total abgedrehtes Zeug. Das ist mein Ehrgeiz bis heute, abseitige Dinge zu kombinieren, aber eben so, dass es lustig ist.

Weltwoche: Hobbypsychologen würden deuten: «Das kommt alles vom Selbstmord seines Vaters. Aus dem Jammertal des Lebens macht Frey eine Art Weltflucht in die Absurdität der Satire.»

Frey: Das ist mir ein bisschen zu viel. (*Lacht*) Das Leben ist doch ohnehin ein Jammertal. Du brauchst gar keinen Vater, der sich umbringt, das Leben ist genügend schwer. Das reicht *vorig*.

Weltwoche: Brauchen Sie den Humor, um nicht zu verzweifeln?

Frey: Nein. Ich teile mit meinem Freund Walter Pfeiffer, dem erfolgreichsten Modefotografen der

Welt, die Weisheit von Franz Lehár: Immer nur lächeln, immer vergnügt, und wie es tief drinnen aussieht, geht niemand was an.

Weltwoche: Also doch.

Frey: Nein. Ich bin kein verzweifelter Mensch, gar nicht, dafür bin ich viel zu optimistisch. Ich sage immer: Ich bin viel zu depressiv, ich kann mir keinen Pessimismus leisten.

Weltwoche: Sie sind eine Art Buster Keaton der Schweiz, der Stoische, Asketische.

Frey: Ehrlich gesagt, den Buster Keaton habe ich nie so lustig gefunden. Ich finde eben Leute nicht so lustig, die sind wie ich. Ich schätze eher Komiker, die das Gegenteil von mir sind.

Weltwoche: Es gibt da einen interessanten Satz von Ihnen aus der Zeit, als Zürich brannte während der 80er Jugendunruhen. Sie sprachen von der faszinierenden «Schönheit der Gefahr». Patrick Frey, der heimliche Grenz- und Draufgänger?

Frey: Ja, es gibt für junge Männer in einem gewissen Alter so ein Ding: *living dangerously*, gefährlich leben, Politik, Rebellion, Drogen. Ein anderes Ritual ist die Street-Art, die stark von dieser Gefährlichkeit lebt. Junge Massai-Krieger müssen einen Löwen töten. Initiationsriten. Das ist ein Problem, Männer müssen sich heute umorientieren. Ein neuer Initiationsritus könnte sein: Männer ziehen die Kinder auf. Bei einer heftigen Geburt dabei zu sein, kann für einen Mann wirklich so ein Ritual sein.

Weltwoche: Brauchen Sie die Gefahr?

Frey: Eine Weile lang brauchte ich sie, ja. Aber ich war ein bisschen zu alt, ein bisschen zu intellektuell. Ich schrieb lieber über die 80er oder gründete einen Buchverlag. Ich war bei Demonstrationen dabei, Steine habe ich aber keine geworfen. Ich beteiligte mich mit einer gewissen Wehmut. Gerne wäre ich damals fünf Jahre jünger gewesen, denn diese 80er Bewegung war wichtig für mich und meine kulturelle Bildung.

Weltwoche: Sie sind Performer, Komiker, Unternehmer, Sie schreiben Stücke und leiten einen Buchverlag. In der Szene sind Sie eine singuläre Erscheinung.

Frey: Alles, was ich mache, hat mit mir zu tun. Oft hiess es: «Du machst ein bisschen viel, gell.» Damit war wohl auch der Vorwurf des Universaldilettantismus verbunden. Nein, alles hat mit Sprache zu tun, mit Kultur, und Kultur ist für mich eine Haltung des klärenden Verstehens der Welt, Bewusstseinsweiterung. Darum geht es.

Weltwoche: Sie beschrieben sich einst als chaotisch, desorganisiert, instabil und meinten, so seien eben Künstler: Taugenichtse, Vaganten. Was schätzen Sie an Menschen aus der Kulturszene?

Frey: Ich muss diesen koketten Satz etwas korrigieren: Kunst ist – im Gegensatz zur bürgerlichen Auffassung, Künstler seien Chaoten – die Herstellung von Ordnung aus dem Chaos. Strukturen zu schaffen, die als schön empfunden werden können. Also Kunst hat viel mit Disziplin und Strenge zu tun, obwohl man als Künstler ein chaotischer Mensch sein kann, was

ich zweifelsohne bin. An Künstlern schätze ich am meisten, wenn sie nicht in den Maschinerien der Ökonomie drin sind. Wenn sie sich befreien können. Unsere Welt ist extrem ökonomisiert, alles muss sich rechnen und lohnen. Die 68er- und die 80er-Bewegung haben grosse Impulse gegeben, aber sie haben auch einen Quantensprung der Kommerzialisierung gebracht, was ich bedauere. Es zählt nur, was sich verkaufen und skalieren lässt. Mich aber interessiert an der Kunst der Raum vor der Ökonomisierung oder der danach. Kunst ist, wenn freie Menschen sich maximal befreien.

Weltwoche: Welcher Künstler beeinflusste Sie am meisten?

Frey: Es gibt historische Figuren, etwa Francis Bacon. Sein berühmtes Gespräch mit David Sylvester, einem wahnsinnigen Interviewer, hat mich geprägt, über das Existenzielle der Kunst, die absolute Hingabe, um einen Künstler, der alles der Kunst verschrieb, auch seine Ängste. Dann sicher die Tagebücher von van Gogh, seine Briefe. Allgemein Schriften von Künstlern. Sonst sind es punktuelle Erlebnisse, der Freskenzyklus von Giotto in der Basilika San Francesco in Assisi. Oder lange Freundschaften mit lebendigen Künstlern wie Klaudia Schifferle, Peter Fischli oder Anton Bruhin.

Weltwoche: Was ist für Sie der Kern, die Botschaft der Kunst?

Frey: Ich ziehe keine Botschaften daraus. Das geht schief. Kunst aber kann dazu führen, dass du sehr vieles begreifst und aufgewühlt bist. Wenn man zum Beispiel vor einem Yves-Klein-Blau steht, im richtigen Moment und Winkel, wenn es einen voll erwischt. Es kann auch ein wahnsinnig guter Witz sein oder eine Skulptur wie die von Fischli/Weiss, zwei Kanalisationsarbeiter aus Gummi, die den Schlauch in den Abwasser-schacht stecken. Alles ist schwarz und unglaublich inspirierend, Alchemie, weil du weisst, nur Kunst kann aus Abfall Gold machen.

Weltwoche: Viktor Giacobbo bemerkte, Ihr Humor kenne keine Grenzen, Sie hätten keine Hemmungen. Wo liegt Ihre rote Linie?

Frey: Die roten Linien verschieben sich. Solange etwas lustig ist, ist es erlaubt. Aber was ist lustig? Nicht lustig ist es, wenn die Verletzung zu gross wird bei jemandem, der zuschaut. Lustig ist, wenn man an all den Empfindlichkeiten und Abgründen vorbei noch einen Treffer landen kann. Humor kennt keine Grenzen, aber es muss lustig sein.

Weltwoche: Haben Sie jemals das Geheimnis der Pointe ergründet?

Frey: Nein. Wenn aber etwas überraschend ist, eine nicht vorhersehbare Wendung nimmt, kann man davon ausgehen, dass es lustig sein könnte. Hört man die Pointe kommen, klappt sie nicht.

Weltwoche: «Sicher ist nur: Das Unerlaubte macht am meisten Spass», sagten Sie einmal.

Frey: Das Minenfeld ist da. Die Frage lautet: Welches Risiko gehe ich ein? Und in welchem



Die Anfänge: Schlatter (l.), Esposito und Frey mit Kabarett Götterspass.

Minenfeld bewege ich mich? Wer hat die Minen gelegt? Eine Autorität? Der Staat? Oder ein paar *armi Sieche* am Rand der Gesellschaft? Ich sang im Schweizer Fernsehen mal eine komplett ironische Schweizer Nationalhymne mit einem Text, der Bundesrat Adolf Ogi, der auch im Saal sass, veralberte. Als auf einmal Ogi wie bei einer echten Hymne aufstand, standen alle anderen auch auf und legten die Hand zum Militärgruss an. Ich dachte nur: «Jetzt musst du durchhalten, du musst es zu Ende bringen.» Natürlich brach ich innerlich fast zusammen. Sogar die Journalisten standen auf. Als ich nachher zu den Technikern ging, lagen vor Lachen alle am Boden. Die Aufnahme aber wurde von allen Sendern genommen.

Weltwoche: Ein Meilenstein in der Schweizer Geschichte der guten Laune. Wie hat Ogi die Veräppelung aufgenommen?

Frey: Souverän. Ogi habe ich eine ausgedruckte Edelverson übergeben, er fand es total okay und sagte «Vielen Dank». Also bei den Funktionären, bei der offiziellen Staatsgewalt, da überschreite ich gelegentlich die Grenzen.

Weltwoche: Früher war die Welt satiremässig einfach, Kalter Krieg, klare Fronten, die Bünzli-Schweiz. Heute ist es unübersichtlicher. Was ist heute der intensivste Stoff?

Frey: Immer noch die Macht, so wie Hazel Brugger das macht, wenn sie mit CDU-, AfD-, SPD-Leuten spricht. Sie lässt die Machtmenschen in die von ihnen selbstgestellten Fallen tappen. Das ist ein Selbstläufer, die Leute demaskieren sich. «Des Kaisers neue Kleider» geht immer. Den Bünzli gibt es nicht mehr. Es ist inzwischen auch wahnsinnig gratis, Witze über die SVP zu reisen. Ich finde es lustiger, die Grünliberalen auseinanderzunehmen.

Weltwoche: Schreiben Sie Ihre Pointen selber?
Frey: Ich schreibe alles selber.

Weltwoche: Kann man gegen die Erwartungshaltung des Publikums Witze machen? Vor Linken die Linken zerzausen? Oder wird dann irgendwann die Milch sauer?

Frey: Klar kann man das. Aber man muss ja nicht alles umkehren wie ihr bei der *Weltwoche*. An einem gewissen Punkt gehe ich einfach noch ein bisschen weiter. Ich gebe aber nicht künstlich Kontra, um zu überraschen.

Weltwoche: Trump-Witze?

Frey: Geschenk.

Weltwoche: Joe Biden?

Frey: Als Typ ist er mir irgendwie sympathisch. Aber «Witze über» ist nicht mehr so lustig. Du musst in deinem Ding drin sein und darüber sprechen, was du wirklich kennst. Kabarettisten gehören zur Kultur, sie sollten Leute, die ihnen nahe sind, karikieren.

Weltwoche: Sind Sie Protestant?

Frey: Ja, Zwinglianer.

Weltwoche: Zwinglianismus heisst: Wir Menschen sind zwar himmeltraurige Gestalten, aber eigentlich ganz okay. Können Sie dieser Versöhnlichkeit etwas abgewinnen?

Frey: Ja, sehr viel sogar. Es geht eben nicht darum, mit der Satire zu vernichten.

Weltwoche: Sie sind wohlhabend, haben also mehr mehr Narrenfreiheit als andere. Wenn Sie in sich gehen: Haben Sie Ihre satirische Freiheit so ausgenützt, wie Sie wirklich konnten? Oder gibt es irgendwo auch das Gefühl, manchmal zu wenig gewagt zu haben?

Frey: Diesen Ehrgeiz, diesen oder jenen auch noch vom Podest runterzuholen, hatte ich nie. Aber wenn man mich so direkt fragt, habe ich sicher meine Freiheit nicht bis zum Maximum ihrer Möglichkeiten ausgereizt.

Weltwoche: Sie haben die Minenfelder der Satire stets erfolgreich gemeistert. Was raten Sie anderen, wie man in dieser Gratwanderer-Branche am besten überlebt?

Frey: Keine Ahnung, und das mit dem erfolgreich Meistern, na ja. Ich hatte jedenfalls oft mit Arbeitgebern und Autoritäten zu tun, die zurückschlugen. Mein letztes Erlebnis war mit dem Podcast für den *Tages-Anzeiger*. Viktor Giacobbo und ich führten ein Gespräch, das irgendwo anfang und endete. Am Schluss sagte ich, wir müssten aufhören, weil wir nur dreissig Minuten hätten. Tamedia habe Kurzarbeit und daher nicht so lange Zeit, den Podcast zu schneiden. Viktor antwortete: «Aha? Ja, sonst brauchen sie mehr Angestellte, und das gäbe für die Familie Supino und alle, die da profitieren, mehr Unkosten. Und dann müsste man wieder mehr Bundesgelder anfordern, um die Dividende auszuzahlen.» Es war irgendwie so ein lockeres Gespräch unter zwei Satirikern. Dann bekam ich zwei Tage später ein E-Mail, dass der Podcast abgesetzt werde.

Weltwoche: Welche Art Witze überspannen heute den Bogen?

Frey: Risikofreie Witze, die verletzen. Wenn eine Community wie Schwarze, *people of colour*,

Behinderte, Frauen sagt: «Nein, das mit den Witzen über uns, das erledigen wir jetzt selber», dann ist das gut. Wer den Witz macht, ist wichtig – viel wichtiger als früher. «Wer bist du, damit du den Witz machen darfst? Was hast du bereits riskiert?» Und zweitens: Bist du im Angriff mit inbegriffen? Der Amerikaner Louis C. K. würde sagen: «Ich bin zwar ein Riesenarschloch, aber der dort ist auch eines.» Es geht ums Gefälle.

Weltwoche: Sie nannten Rassismus und die Verletzung der Menschenwürde einst ein No-Go. Was muss passieren, wenn jemand übersteuert?

Frey: Ich bin gegen Zensur. Völlig. Was man nicht steuern kann, sind Shitstorms. Wenn du einen Seich auf Social Media lädst, dann ja ... Meistens ist es aber nicht so, dass jemand ein Witzli macht und dann für alle Zeiten gebrandmarkt ist. Der Hintergrund spielt eine Rolle. Man muss zuerst herausfinden, warum einer etwas Anstössiges gesagt, was er wirklich gemeint hat. .

Weltwoche: Wird der Humor extremer oder die Gesellschaft sensibler?

Frey: Je nachdem. Die westliche Gesellschaft, vor allem im angelsächsischen Raum, verträgt viel. Die amerikanische Stand-up-Comedy ist extrem scharf. Der Amerikaner George Carlin zum Beispiel war geradezu obszön. Aber das spielt sich alles innerhalb einer weissen Blase ab, die viel verträgt. Daneben gibt es Teile der Gesellschaft, die sagen: «Wir sind empfindlicher.»

Weltwoche: Kommt der Satiriker leichter durchs Leben, wenn er links ist?

Frey: Komische Fragestellung. Ich finde, die rechte Seite macht die weniger guten Witze.

Weltwoche: Sagt der linke Satiriker Patrick Frey.

Frey: Nein, wieso auch? Rechts ist eine konservative Bestätigungskultur, operiert besitzwährend und ist ökonomisch interessiert. Die Reichen werden reicher, die Armen bleiben arm oder werden ärmer. Das ist keine gute Basis für lustige Witze. Die linke Kultur ist immer eine Art Gegenkultur, auch wenn die SP eine Mittelstandspartei ist. Aber die linke Diskussionskultur hat für mich den Anspruch, aufzuklären, Missstände aufzuzeigen, für die Entrechteten aufzustehen und den Mächtigen zu trotzen. Es heisst, wer mächtig ist und reich, müsse nicht zuhören. Satire sollte das Gehör öffnen. Das ist eine bessere Basis für gute Witze.

Weltwoche: Viktor Jacobbo wurde vom damaligen SVP-Nationalrat Christoph Mörgele «Staatskomiker» genannt. Hatten Sie nie das Gefühl, zum Humor-Establishment zu gehören?

Frey: Ach, das ist doch Quatsch. Nein, wirklich nicht. Ich fand eher, Mörgele mache seine Witze von oben herab und natürlich immer SVP-freundlich. Ich vertrete niemanden, keine Partei, ich bin ganz alleine.

Weltwoche: Der deutsche Brachialkomiker Jan Böhmermann teilt gegen alle aus, sperrt aber auf Twitter alles, was gegen ihn geht. Wie empfindlich sind Satiriker?

Frey: Ich verstehe das. Auch ich blockiere die Social-Media-Trolle.

Weltwoche: Sind Sie ein empfindlicher Mensch?

Frey: Hochempfindlich. Ich reagiere auch oft, früher auf jede Kritik. Bei Verrissen schrieb ich lange Briefe an die Redaktionen.

Weltwoche: Der deutsche Satiriker Dieter Nuhr kritisierte 2014 den Islam, später die Klima-Aktivistin Greta Thunberg, kürzlich die Wissenschaft. Er wurde heftig angefeindet. Zu Recht?

Frey: Dieter Nuhr finde ich halt nicht wahn-sinnig lustig, auch seinen Witz über Greta Thunberg nicht. Der alte Zyniker und die junge Idealistin: Hat Nuhr nichts Besseres zu tun?

Weltwoche: Was sagen Sie zu Lisa Eckhart, der österreichischen Kabarettistin, die ebenfalls ins Fegefeuer kam?

Frey: Ein interessantes Phänomen. Das ist Wiener Schmä. Es haben sie alle missverstanden.

Weltwoche: Aber Sie hat wirklich abseitige Witze über Juden gemacht, da ging es um Geld und Sex. Ist das nicht geschmacklos?

Frey: Das ist Hochironie, sie ist keine Antisemitin, absolut nicht. Ich kenne sie zwar nicht, aber sie ist keine. Sie ist eine Kunstfigur und versucht, in der Tradition des Wiener Kabarett maximaler Provokation zu erreichen. Maximal! Sie ist absurd-gut. Sie stapelt Tabubrüche aufeinander. Pointentechnisch, ironietechnisch ist das meisterhaft.

Weltwoche: Es gibt die Befürchtung, dass unsere politisch korrekte Gesellschaft nicht mehr satirefähig sein könnte. Wenn sich immer irgendwer diskriminiert fühlt, sind Witze unmöglich.

«Merkel hat einen super Humor. Sie ist eine Ausnahmefigur, und sie ist sehr, sehr gebildet.»

Frey: Diese Gefahr sehe ich nicht. Humor entwickelt sich. Was früher ging, ist heute nicht mehr lustig, aber es eröffnen sich neue Möglichkeiten. Für dieses wehleidige Herumtrauern an einer angeblichen Verengung des Humorspektrums habe ich wenig übrig.

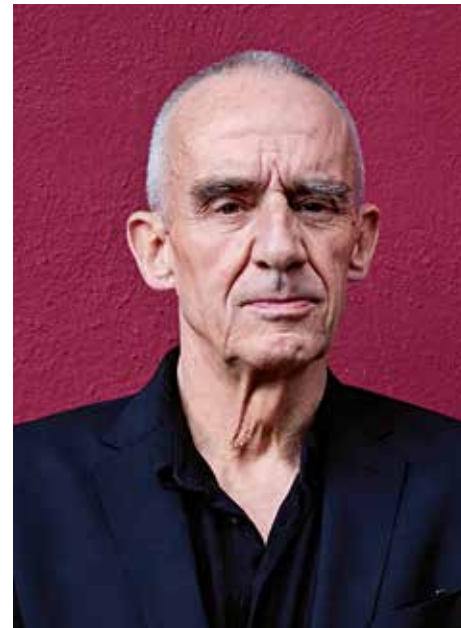
Weltwoche: «Cancel culture» lautet das Stichwort, eine Kultur, die ausgrenzt und streicht, was nicht passt.

Frey: Für mich ist das ein Begriff der Rechten, vom rechten Mob. Jemanden canceln heisst, er verliert den Job. Das gibt es bei uns nicht.

Weltwoche: Der Satiriker Andreas Thiel kam nach einem Artikel über den Islam in der *Weltwoche* unter die Räder.

Frey: Das war ein Prozess, eine Entfremdung. Entlassen hat ihn niemand. Wir zum Beispiel im Casinotheater Winterthur haben Thiel weiterhin auftreten lassen.

Weltwoche: In Amerika und England verlieren Leute ihren Job, weil sie vor Jahren ihr Gesicht für eine Party anmalten.



«Ich habe noch immer das Gefühl, ich sei nirgends, müsse fleissiger sein.»

Frey: Passen Sie auf, England und Amerika sind Sklavennationen. Es ist kein Zufall, dass in diesen Ländern das Problem so virulent ist. Solange mir in der Schweiz kein Beweis erbracht wird, von irgendjemandem, der nicht reden darf, gibt es hier keine *cancel culture*.

Weltwoche: Worüber würden Sie heute keinen Witz mehr machen?

Frey: Über die arme SVP, die jetzt so *Lämpe* hat und fast auseinanderfällt und in einem stalinistischen anmutenden Prozess nicht mal den Herrn Heer wählte, der eigentlich ein guter Präsident geworden wäre.

Weltwoche: Muss gute Satire verletzen?

Frey: Kommt darauf an. Müssen sicher nicht. Verletzen ist so einfach.

Weltwoche: Satire sollte doch weh tun.

Frey: Es tut immer ein bisschen weh, ein Opfer gibt es immer bei einem Witz. Priorität aber hat nicht, zu verletzen. Die Priorität ist, etwas aufzuzeigen.

Weltwoche: Gibt es einen Schweizer Humor? Wenn ja: Was zeichnet ihn aus?

Frey: Mittlerweile ist er sehr geprägt von jungen Künstlern, von Frauen, die nachrückten. Hazel Brugger ist sicher Avantgarde, und bezeichnenderweise ging sie sofort nach Deutschland. Es gibt so viele junge Talente! Man kann nicht sagen: «Das ist Schweizer Humor.» Schweizer Humor ist angereichert worden, es kommen Sachen, die es vorher nicht gab. Den Schweizer Humor, der vom *Heimlifeissen* lebt, vom fein Versteckten, gibt es noch, aber er steht nicht mehr im Zentrum. Zentral sind die Newcomer, fast mehr Frauen als Männer, mit ganz viel Secondo-Kultur.

Weltwoche: Es gibt einen berühmten Aufsatz von Christopher Hitchens: «Why Women Aren't Funny», warum Frauen nicht lustig sind.

Frey: Ja, und das ist eine der wirklich wenigen peinlichen Stücke, die Hitchens publizierte. Trotzdem bin ich absoluter Hitchens-Fan. Und er argumentiert auch hier brillant, obschon es eigentlich Bullshit ist, was dabei herauskommt.

Weltwoche: Hitchens liefert auf satirische Weise eine Art evolutionsbiologische Theorie der Satire: Männer, die kein Geld haben, müssen die Frauen zum Lachen bringen, um sie ins Bett zu bekommen. Die Frauen wiederum sind die Begehrten, sie müssen keine Performance abliefern, daher seien sie zwar empfänglich für Humor, selber aber nicht lustig.

Frey: Was Hitchens ausführt, ist aus der männlichen Optik heraus gedacht. Dann stimmt die krude Logik irgendwie. Meine Theorie aber geht so: Solange Männer Könige waren, machten Männer Witze und Frauen lachten. Sie hatten die Macht und konnten es sich leisten, sich als Narren auszugeben. Die Frauen waren zum Zuschauen und Lachen verdammt. Seit Frauen an Macht dazugewannen – noch lange nicht genug –, können sie auch Närrinnen sein.

Weltwoche: Humor in der Politik: Geht das zusammen?

Frey: Nein, das ist immer instrumentalisiert.

Weltwoche: Sie wählen Grün, und die vielversprechendste Kombination, sagten Sie, sei jung, weiblich und grün. Was ist die unvoreilhafteste Kombination?

Frey: Alt, weiss, braun.

Weltwoche: Sie outeten sich als Merkel-Fan und sagten, die Flüchtlingspolitik werde sich langfristig «als genialste Tat der deutschen Politik» erweisen. Das war sehr mutig damals. Was euphorisiert Sie an Merkel?

Frey: Der knochentrockene Pragmatismus, die Anständigkeit, ihre *decency* – sie ist *decent* und anständig. Das ist ihre grösste Qualität. Und: Sie hat einen super Humor! Ihre Bemerkungen sind unglaublich souverän. Ich finde, sie ist eine Ausnahmefigur – und sehr, sehr gebildet.

Weltwoche: Wie denken Sie über die Schweiz?

Frey: Sehr gut ist das kleinteilige, föderalistische System, unser Subsidiaritätssystem, gegen unten. Ich finde, so wie in der Schweiz die Demokratie aufgebaut ist, ist es extrem schwer, sie zu kippen. Sie ist verlangsamt, wie die sieben Bundesräte, die langsamer als ein Kanzler sind. Das finde ich sehr wohltuend.

Weltwoche: Was kritisieren Sie?

Frey: Die Schweiz sollte sich mehr ihres Reichtums bewusst sein und eine globale Vorbildrolle übernehmen, den Waffenhandel abschaffen. Es geht gar nicht, dass wir diesen lächerlichen Waffenhandel betreiben. Die Schweiz hätte in vielerlei Hinsicht genügend Geld, zum Beispiel auch für den Vaterschaftsurlaub. Es gibt ganz viele Länder, die gut funktionieren, mit langen Vaterschaftsurlauben. Ich verstehe die Argumentation nicht, dass wir uns das angeblich nicht leisten können.

Weltwoche: Wie erleben Sie das verrückte Corona-Jahr?

Frey: Ich stehe da noch lange nicht darüber. Ich finde krass, was in kürzester Zeit ablief, was sich veränderte. Wir sehen, wie abhängig wir sind von aussermenschlichen Organismen. Am Anfang war es klar, mit den Lockdowns, jetzt haben wir ein Durcheinander mit dem Testen und den Masken. Noch ist die Seuche nicht unter Kontrolle. Das kann einen in eine Depression werfen. Ich spüre bei mir solche Anflüge.

Weltwoche: Was nehmen Sie an Erfreulichem aus den letzten Monaten mit?

Frey: Dass sich die Geister geschieden haben. Wer glaubt an Verschwörungstheorien? Wer ist für Impfung? Da hat sich vieles geklärt, auch mit den Familien.

Weltwoche: Sie sind seit über dreissig Jahren mit Laurence Frey-Bloch, Tochter von Schokoladenkönig Rolf Bloch, verheiratet. Wie denken Sie über Liebe und Ehe?

Frey: Darüber denke ich nichts, das spüre ich in den Knochen. Liebe und Ehe sind nicht identisch. Ich glaube, man muss jemanden wirklich stark lieben, damit eine Ehe möglich ist, die lange hält.

Weltwoche: Was ist die Essenz der Liebe?

Frey: Jemanden wirklich zu kennen.

Weltwoche: Was hält eine Beziehung zusammen?

Frey: Bei uns ist es auch die Fähigkeit, einen Streit auszutragen und auszuhalten. Wir sind sehr verschieden, das ist unser Geheimnis. Ich glaube, wenn ein Kitt da ist, halten Gegensätze länger. Wir hatten *ups and downs*. Es gibt oberflächlich wunderbare, ideale Paare, da macht es plötzlich paff!, und alles liegt in Brüchen. Bei uns wird das nicht passieren.

Weltwoche: Sie haben vier Kinder, alles Jungs, Jahrgänge 1988 bis 1999. Wie organisierten Sie die Kindererziehung und -betreuung?

Frey: Ich habe eine Devise: Die Eltern überschätzen sich. Der Einfluss von Freunden und Kollegen ist grösser. Kinder entwickeln sich zu eigenständigen Persönlichkeiten. Aber man kann ihnen eine Haltung gegenüber dem Leben vorleben.

Weltwoche: Welche Haltung vermitteln Sie?

Frey: Sie sehen, was ich mache, was ich für Bücher rausgebe, welche Freunde ich habe, mit wem ich verkehre.

Weltwoche: Haben Sie Ihre Kinder in Privatschulen geschickt?

Frey: Nein, in ganz normale öffentliche Schulen.

Weltwoche: Finden die Kinder Ihre Witze lustig?

Frey: Das ist nicht so ihr Ding. Punk kennen sie gar nicht mehr, sie hören Hip-Hop. Gewisses finden sie lustig, das meiste aber peinlich. Das muss man ertragen.

Weltwoche: Was möchten Sie Ihren Kindern mit auf den Weg geben?

Frey: Dass sie sich selber werden, ihren Weg finden, autonom. Ich schaue sehr, was für Freunde

sie haben, wie sie mit ihnen umgehen. Das interessiert mich viel mehr als ihre Karrieren. Ich bin nicht so ehrgeizig, was meine Söhne anbelangt.

Weltwoche: Sind Sie eigentlich der grösste Exot in Ihrer Familie?

Frey: Klar. Ich war eine Zeitlang sogar das schwarze Schaf. Ein Teil der Familie hatte grosse Probleme mit mir.

Weltwoche: Und heute? Spüren Sie den Respekt Ihrer Verwandten für den ungewöhnlichen Weg, den Sie gegangen sind?

Frey: Ja, interessanterweise sehr von einem Cousin, der Polizeichef ist. Ich spüre auch bei den anderen einen gewissen Respekt, auch wenn wir uns in vielem unterscheiden.

Weltwoche: Sind Sie mit sich im Reinen, veröhnt mit sich selber?

Frey: Nein, das ist nicht meine Art. Ich habe immer noch das Gefühl, ich sei nirgends, könne noch viel mehr oder habe dieses oder jenes nicht richtig gemacht, müsse fleissiger sein und mehr erreichen. Das Gefühl, nicht zu genügen, habe ich immer noch, auch wenn das eigentlich eine weibliche Eigenschaft ist.

Herr Frey, wir danken Ihnen fürs Gespräch.

Frey & Rittmeyer: Der letzte Piepser.
Casino-Theater, Winterthur, Premiere 8. Oktober 2020.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Der neue Doge von Venedig

Venetiens Regionalpräsident Luca Zaia ist der grosse Aufsteiger der Lega. Noch marschiert der Krisenmanager mit Parteifreund Matteo Salvini Hand in Hand.

Matthias Rüb

Allein über das Ausmass seines Sieges sind sich die Demoskopener uneins: Werden es gut zwei Drittel oder fast drei Viertel der Stimmen sein? Luca Zaia bewirbt sich um eine dritte Amtszeit von fünf Jahren als Präsident der nordostitalienischen Region Venetien. Man nennt ihn schon jetzt den «neuen Dogen von Venedig». Als Urgestein der einstigen Regionalpartei Lega Nord verkörpert der 52-Jährige den agrarisch-kleinunternehmerischen Flügel der Partei, die seit Jahr und Tag in den wirtschaftsstarke Regionen Norditaliens ihre Regierungsfähigkeit unter Beweis stellt.

Politischer Wunderdoktor

Zaia ist ein Ausbund an Bodenständigkeit. Mit Abschlüssen in Önologie und Viehwirtschaft liebt er guten Wein und hat eine Vorliebe für Vollblüter und Rassehunde. Er stammt aus dem Städtchen Godega di Sant'Urbano, im Stamm-land des Prosecco am Fuss der venetischen Voralpen. An der Weinbauschule im nahegelegenen Conegliano und später an der tiermedizinischen Fakultät der Universität Padua vertiefte der Handwerkersohn die Wurzeln seiner Herkunft vom Lande auch akademisch. Schon rauscht es im Blätterwald, wonach Lega-Chef Matteo Salvini in Luca Zaia ein gefährlicher Konkurrent um die Parteiführung herangewachsen sei.

Tatsächlich kommt Zaia nicht nur in Venetien auf Zustimmungquoten zur Amtsführung von bis zu 80 Prozent, sondern er ist auch auf nationaler Ebene auf der Beliebtheitskala steil nach oben geklettert. Bei einer landesweiten Umfrage der Wirtschaftszeitung *Il Sole 24 Ore* stellten jüngst 46 Prozent der Befragten dem Mann aus Venetien ein gutes Zeugnis aus. Ministerpräsident Giuseppe Conte kam auf 35 Prozent. Der frühere Innenminister Salvini, der im August 2019 die Koalition der Lega mit der links-populistischen Fünf-Sterne-Bewegung in der verblendeten Hoffnung auf Neuwahlen hatte platzen lassen, landete mit 19 Prozent Zustimmung abgeschlagen auf dem siebten Rang. Salvinis Abstieg dürfte unmittelbar mit dessen erratischen Positionswechseln während der akuten Phase der Corona-Pandemie von Ende Fe-



Ausbund an Bodenständigkeit: Politiker Zaia.

bruar bis etwa Mitte April zusammenhängen: Bald forderte er eine allgemeine Ausgangssperre zur Eindämmung des Virus, kurz darauf deren sofortige Aufhebung zur Wiederbelebung der Wirtschaft und dann wieder einen neuerlichen Lockdown. Im Gegensatz dazu zeigte sich Zaia in Venetien als besonnener und zugleich entschlossener Krisenmanager.

In seinen Entscheidungen folgte Zaia den Empfehlungen seines wissenschaftlichen Beirats. Auch verliess er sich auf seinen politischen Instinkt und seinen wirtschaftlichen Sachverstand: Als die Pandemie in Venetien unter Kontrolle war, forcierte er Ende April die «Wiedereröffnung» von Wirtschaft und Gesellschaft seiner Region, unter Einhaltung der einschlägigen Hygiene- und Abstandsregeln.

Im Gegensatz zum Regionalpräsidenten in der benachbarten Lombardei, Attilio Fontana, der ebenfalls der Lega angehört und viel Kritik wegen seines Krisenmanagements einstecken musste, gilt Luca Zaia als eine Art politischer Wunderdoktor in Zeiten der Pandemie.

Seine Laufbahn begann Zaia 1993 als Gemeinderat seiner Heimatstadt. Sukzessive stieg er in den Ämtern auf, bis ihn Silvio Berlusconi 2008 als Agrarminister nach Rom holte. Er ist

seit 1999 mit seiner Jugendliebe Raffaella Monti verheiratet, die in der Verwaltung eines landwirtschaftlichen Grossbetriebs tätig ist. Das Paar ist kinderlos und lebt unbehelligt von der Klatschpresse, der es keine Geschichten liefert.

Salvinis Verdienste

Was den angeblichen Führungskampf in der Lega angeht, lässt Zaia ausrichten, er habe keine nationalen Ambitionen: «Salvini braucht keine Angst vor mir zu haben.» Man darf ihm das glauben. Im Übrigen, so Zaia weiter, seien er und Salvini ein komplementäres Gespann, jeder mit seinen eigenen Stärken – er als Pragmatiker aus dem Norden, Salvini als nationaler Chefideologe, der vor allem das Dauerthema der illegalen Migration bespielt.

Tatsächlich bleibt die «Süderweiterung» der einstigen norditalienischen Regionalpartei Lega sowie deren Aufstieg von einer Vier-Prozent-Partei zur stärksten politischen Kraft auf nationaler Ebene das Verdienst Salvinis. Der seit Dezember 2013 amtierende Parteichef, der seinerseits aus der Metropole Mailand stammt, ist inzwischen in der Mitte und im Süden des Landes – und dort zumal unter der städtischen Arbeiterschaft – beliebter als in seiner Heimat im Norden. Dort pflegen Leute wie Zaia die wirtschaftsliberalen Ursprünge der einst mit der Abspaltung von Italien liebäugelnden Lega Nord und verteidigen das Unternehmertum gegen die regulatorischen Übergriffe der Linkskoalition unter Ministerpräsident Conte in Rom.

Im Süden trommelt Salvini unterdessen gegen den wieder einmal sprunghaften Anstieg der illegalen Migration. Das behäbige Landei Zaia und das hypernervöse Metropolengewächs Salvini gehen (vorerst?) Hand in Hand. Wenn der grosse Sieger am Wahlabend des 20. September Luca Zaia heissen wird, wenn die verbündeten Parteien der Rechten in bis zu fünf der sieben Regionen über die zerstrittene Linke gesiegt haben dürften, dann heisst der Verlierer Giuseppe Conte. Und nicht Matteo Salvini.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Der Tod ist vertagt

Es ist verblüffend, wie gut unsere Verlagshäuser durch die Corona-Krise kommen.



Im Oktober 2019 war Partystimmung bei CH Media. Das drittgrösste Verlagshaus des Landes hatte eben für über 150 Millionen die TV-Gruppe von 3 plus gekauft, den führenden Privatsender der Schweiz.

Nur vier Monate nach der Party, im Februar 2020, überrollte Corona die Schweiz. Die Werbespots im Fernsehen verschwanden, genauso wie die Inserate in der Presse. CH Media mit seinem Dutzend TV-Kanälen und seinen zwei Dutzend Zeitungen schien ein Todeskandidat.

Keine Spur davon. Letzte Woche gab CH Media die Zahlen für das erste Halbjahr 2020 bekannt. Trotz sinkendem Umsatz resultierte ein operativer Gewinn von 10,7 Millionen Franken. Das war nicht viel weniger als im Jahr zuvor.

Bei CH Media machte ihr CEO Axel Wüstmann einfach einen famosen Job, weil er sich, noch früher als andere, auf die Kosten konzentrierte. Auch per Ende Jahr, so, wie es aussieht, wird sein Unternehmen Gewinne machen.

In schwierigen Zeiten ist in den Medien immer das Kostenmanagement der entscheidende Faktor. Auch die weiteren drei aus den *Big Four* der Verlagsbranche, also TX Group, Ringier und NZZ-Gruppe, haben darum auf die Ausgabenseite fokussiert. Die NZZ zum Beispiel machte operativ im ersten Halbjahr 2020 einen Gewinn von zwei Millionen Franken. Es ist die Folge davon, dass CEO Felix Graf die Kosten spürbar herunterbrachte. Das war bei der NZZ nicht leicht, weil hier, aufgrund des hohen Substanzwerts, ein historischer Hang zur finanziellen Unbeschwertheit herrscht.

Über alles gesehen, ist es bemerkenswert, wie trittsicher die Schweizer Medienhäuser bisher

durch die Virus-Rezession marschieren. Die Untergangsgesänge zur sterbenden Verlagsbranche, angestimmt von hysterischen Politikern und aufgeregten Journalisten, sind Schimären.

Beleg dafür ist auch Marktleader TX Group, vormals Tamedia. Die TX Group kam im ersten Halbjahr auf einen operativen Gewinn von 34 Millionen Franken. Das ist zwar ein Minus von 60 Prozent, aber, gemessen an den Umständen, immer noch respektabel.

*140 Millionen Gewinn
mitten in Corona-Zeiten.
Das ist so schlecht nicht.*

Der Gewinn stammt ausschliesslich aus den digitalen Marktplätzen von Immobilien, Stellen, Autos und Gebrauchsartikeln. In dieses Geschäftsfeld hatte man seit 2010 glücklicherweise enorm investiert.

Im Zeitungsgeschäft hingegen sieht es übel aus. Der TX-Verlag musste hier einen Goodwill von 85 Millionen Franken abschreiben. Er reduzierte damit den Bilanzwert seiner Blätter von *Berner Zeitung* bis *Tribune der Genève*, die vor über zehn Jahren erworben wurden. Die Wertverminderung war überfällig, weil der Marktwert von Zeitungen seitdem kräftig sank.

Auch TX-Chef Pietro Supino steht nun auf die Spurbremse. Bis Ende 2022 muss sein Zeitungsbereich insgesamt 70 Millionen Franken einsparen. Ein paar Dutzend Journalisten wird das die Stelle kosten. Das ist unangenehm, aber zu verkraften. Der Corona-Stresstest hatte aufgezeigt, dass auf grossen Redaktionen wie dem

Tages-Anzeiger erkennbare Überkapazitäten bestehen. Bei Ringier, dem vierten Grossverlag, sieht es ebenfalls nicht allzu düster aus. Ringier hatte zwar das Pech, ausgerechnet zwei Wochen vor Corona mit fast fünfzig neuen Mitarbeitern sein Blick-TV zu starten. Das wird ein Millionenloch reissen.

Andererseits hat Ringier-CEO Marc Walder denselben Vorteil wie die TX Group. Auch er hat rechtzeitig die wenig profitable Publizistik zurückgestuft und auf das lukrativere Geschäftsfeld des digitalen Handels mit Autos, Immobilien, Stellen und Konsumgütern gesetzt. Ringier hat dadurch in den ersten sechs Monaten einen operativen Gewinn von rund 25 Millionen Franken verbucht.

Doch auch Walder ist am Sparen. So stellte er die beiden Frauenmagazine *Style* und *Bolero* ein. Beide hatten indes schon vor Corona schwere Vorerkrankungen.

Die vier grossen Verlagshäuser TX Group, Ringier, CH Media und NZZ-Gruppe, gesamthaft betrachtet, haben hingegen ein solides Immunsystem. Keines der vier hat im ersten Halbjahr 2020 einen operativen Verlust gemacht. Zusammen haben sie einen Gewinn von 72 Millionen Franken eingefahren. Wenn es keine bösen Überraschungen gibt, werden es Ende Jahr um die 140 Millionen sein.

140 Millionen Gewinn mitten in Corona-Zeiten. Das ist so schlecht nicht. Die vier Herren an der Spitze ihrer Verlagshäuser, die Herren Wüstmann, Graf, Supino und Walder, haben sich verblüffend gut geschlagen.

Der Tod der Verlage ist erneut vertagt.

Serge Gaillards Vermächtnis

Kaum ein Spitzenbeamter des Bundes hat eine so farbige Karriere hinter sich wie Serge Gaillard. Der Höhepunkt kam zum Schluss: als Architekt der hochgelobten Corona-Soforthilfe.

Rudolf Strahm

Im März wurden in Bern zwei Strategiegruppen zur Bewältigung der Corona-Krise gebildet. Die beiden hätten nicht unterschiedlicher wirken können.

Auf der einen Seite das Bundesamt für Gesundheit (BAG) im Innendepartement, das mit viel Hektik, Geschwätzigkeit und wechselnden Empfehlungen und Rezepten herumruderte, der Kakophonie von profilierungsbedürftigen Experten ausgesetzt.

Auf der andern Seite die Eidgenössische Finanzverwaltung (EFV) im Finanzdepartement, die lautlos und in aller Stille zusammen mit der Direktion für Arbeit, mit Sozialpartnern und Banken ein 40-Milliarden-Finanzierungspaket für die Stützung der Wirtschaft vorbereitete. Die erleichterte Finanzierung der Kurzarbeit für fast zwei Millionen Arbeitnehmende und die Liquiditätshilfen für hunderttausend Firmen wurden schnörkellos präsentiert und umgesetzt.

Alle politischen Lager von links bis rechts und selbst die internationale Wirtschaftspresse lobten diese rasch wirkende, unbürokratische und kohärente Rettungsstrategie für Arbeitsmarkt und Wirtschaft.

Eigentlich wäre er jetzt Rentner

Chef und Taktgeber dieser interdepartementalen Arbeitsgruppe war EFV-Direktor Serge Gaillard. Mit Erfahrung und Kompetenz trieb der Sozialdemokrat Gaillard in diesem Wirrwarr von verwaltungsinternen Vorschlägen und Rezepten die Soforthilfe voran, zusammen mit Finanzminister Ueli Maurer (SVP) und, was den Arbeitsmarkt betrifft, mit Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP). Zwischen März und Frühsommer arbeitete er mit seiner Crew praktisch sieben Tage in der Woche durch. Nur selten zeigte er sich in der Öffentlichkeit.

Eigentlich wäre Gaillard jetzt Rentner. Doch der Bundesrat verlängerte seine Dienstzeit um ein halbes Jahr. Ohne Anzeichen von Ermüdung oder Griesgrämigkeit, wie wir sie oft bei Menschen vor der Pensionierung erleben, wirkt Gaillard in dieser Spielverlängerung aufgestellt und begeistert.



Recht revolutionär: Ökonom Gaillard.

Kaum ein Spitzenbeamter des Bundes hat in seiner Karriere so viele Arbeitsfelder durchschritten wie Serge Gaillard. Er stammt aus einer zweisprachigen Zürcher Mittelstandsfamilie. Während seiner Zeit am Gymnasium engagierte er sich in der trotzkistisch orientierten Revolutionären Marxistischen Liga (RML), die im damaligen Universum linker Gruppierungen das wohl anspruchsvollste, intellektuellste Diskussionsforum anbot. Später wandte er sein politisches Engagement den Gewerkschaften VPOD und SMUV

zu, die nach seiner Ansicht die Arbeitnehmerinteressen besser wahrnahmen.

Die frühe Mitarbeit in der RML sollte viel später, als es um seine Assistentenstelle im Institut für empirische Wirtschaftsforschung (IEW) an der Universität Zürich ging, zu einer Intervention des Zürcher Erziehungsdirektors Alfred Gilgen (LdU) führen, der eine Liste für Linksverdächtige führte. Wer auf dieser Liste stand, hatte faktisch Berufsverbot. Trotzdem konnte Gaillard nach Abschluss seines Studiums am IEW eine Dissertation schreiben zur

Frage, ob Steuersenkungen die Investitionstätigkeit anregen.

Von 1987 bis 1993 arbeitete er am Institut für Konjunkturforschung (KOF) der ETH im Bereich Arbeitsmarktpolitik. Er betreute Aufträge des damaligen Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit und weiterer Kunden. Für die berühmterbuchtigte St. Galler Studie von Professor Heinz Hauser über die Wirkungen des EWR erstellte er eine Arbeitsmarktanalyse. Schon damals thematisierte Gaillard den Druck im Arbeitsmarkt, der durch die Personenfreizügigkeit entsteht, sowie deren Wirkungen auf die Lohnpolitik. Schon damals lehnte er sich gegen den «schönfärberischen Humbug» der Bundesverwaltung auf, wie er sich später einmal ausdrückte.

Eine undankbare Arbeit

Der Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Walter Renschler, holte Gaillard 1993, mitten in der Konjunkturkrise, als Chefökonom in die Gewerkschaftszentrale. Er wurde Nachfolger von Beat Kappeler, der sich gewerkschaftsintern gegen jede konjunkturelle Steuerung gewehrt hatte und damit immer mehr aufgelaufen war.

Als Gewerkschaftsökonom war Gaillard massgeblich an der Totalrevision des Arbeitslosenversicherungsgesetzes beteiligt. Wir Parlamentarier empfanden diese Reform als recht revolutionär, weil sie die Arbeitslosenbetreuung

Linke waren oft befremdet ob Gaillards Unterstützung der Schuldenbremse.

(das «Stempeln») von den Gemeinden in die neu zu gründenden RAV-Stellen verlegte und Bundesrecht einheitlich durchsetzte.

Markant war auch Gaillards Mitwirkung bei den flankierenden Lohnschutzmassnahmen, die dann 2000 bei der Volksabstimmung über die Bilateralen I entscheidend werden sollten. Zusammen mit den Freisinnigen Peter Hasler (Arbeitgeber-Direktor), Thomas Daum (Maschinenindustrie) und Jean-Luc Nordmann (Biga-Direktor) wurde dieses Konzept vorbereitet und dann 1998/99 vom freisinnigen Bundesrat Pascal Couchepin durchgesetzt.

2007 wurde Gaillard dank seiner langjährigen Erfahrung in der Arbeitsmarktpolitik auf Antrag von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) zum Chef der Direktion für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) gewählt. Als Erstes musste er dort mit einem Sparprogramm die ALV-Kasse sanieren, eine undankbare Arbeit. Mit der Reduktion der ALV-Bezugsdauer von 520 auf 400 Arbeitstage für unter 55-Jährige machte er sich bei den früheren Gewerkschaftskollegen nicht beliebt.

2012 holte ihn die Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf als Direktor in die

Eidgenössische Finanzverwaltung, die er in den folgenden Jahren stabilisierte. Mitarbeiterumfragen attestieren heute ein gutes Führungsklima im Bundesamt. Parlamentarier akzeptieren ihn wegen seiner kooperativen, oft kumpelhaften Hilfsbereitschaft. Doch Einzelne im Führungsstab nerven sich manchmal wegen seiner «langen Leitung», bis er nach viel Umsicht und Faktenprüfung einen Entscheid fällt.

Amtsdirektoren grollten heimlich

Linke waren oft befremdet ob Gaillards Unterstützung der Schuldenbremse. In der Migrationsszene nervte er die Asylbetreuer wegen seiner öffentlichen Warnung vor der Kostenexplosion im Asylbereich. Von Vertretern der Gesundheitsbranche wurde er an-

gegriffen, als er die Kostendiskussion zum Krankenversicherungsgesetz ansties. Etliche Bundesamtsdirektoren grollten heimlich wegen seiner Warnung, die Spitzenlöhne in der Verwaltung dürften nicht stärker ansteigen als der Durchschnitt. Der oberste Kassenwart des Bundes hat nie nur Freunde.

Nachdem Ueli Maurer 2016 das Finanzdepartement übernommen hatte, erwarteten viele, besonders auch Maurers Parteifreunde, dass er Gaillard rasch austauschen würde. Alle waren überrascht, dass er den EFV-Direktor auf seinem Posten belies. In den Pandemie-Monaten hat sich zwischen den beiden eine produktive Kooperation herausgebildet. Sie war für das solide Krisenmanagement wohl matchentscheidend.



Bereit für alles, was dein Leben mit dir vorhat:
Wir unterstützen unsere 1.7 Millionen Versicherten nicht nur als Krankenversicherung, sondern setzen uns aktiv für sie ein: beim Gesundbleiben, Gesundwerden und beim Leben mit Krankheit.

➔ Mehr über unsere Gesundheitsangebote auf hallo-leben.ch

Hallo
Superheld.
Hallo
Leben.

Deine Gesundheit.
Dein Partner.



Ehrenrettung Spartas

Ihr Staat galt als brutale Militärdiktatur. Neue Erkenntnisse zeichnen ein differenzierteres Bild. Sparta errichtete die erste Demokratie, Frauen waren nirgendwo bessergestellt.

Wolfgang Koydl



«Du Süsseste, welche Schönheit Du bist.»

Spartanisch war eigentlich nichts im Leben eines erwachsenen Spartaners und seiner Frau. Keiner musste körperliche Arbeiten verrichten oder einer nützlichen Beschäftigung nachgehen. Ein Heer von Sklaven, der Unterklasse der Heloten, bestellte Olivenhaine und Felder, erledigte den Haushalt, stillte die Säuglinge. So konnten die Bürger Spartas ihr Leben in vollen Zügen geniessen: essen, trinken, reiten, mit Freunden philosophieren, auf die Jagd und ins Theater gehen. Und nicht zu vergessen: sich quer durch alle Betten schlafen – Frauen ebenso wie Männer. Denn Ehebruch war erlaubt.

Das tönt eher nach Arkadien und so gar nicht wie die populäre Vorstellung von Sparta als eine Art staatliches *boot camp*, als Militärlager mit karger Kost, brutalem Training und bescheidenem Lebensstil bis hin zur Selbstverleugnung. Dass sich das Bild bis heute gehalten hat, liegt an dem Mythos, den die Spartaner selbst strickten, und daran, dass die meisten schriftlichen Zeugnisse über den Stadtstaat auf dem Peloponnes nicht von Spartanern stammen, sondern von Schreibern aus rivalisierenden Städten, allen voran dem Erzrivalen Athen: Thukydides, Xenophon und Aristoteles, der eine vernichtende Kritik des politischen Systems Spartas hinterliess.

Selbstdisziplin und Bescheidenheit

Nun ist es zwar richtig, dass das Militär eine tragende Rolle in der spartanischen Gesellschaft spielte und dass Kinder und Jugendliche in einem harten Ausbildungsverfahren für den Dienst mit der Waffe herangezogen wurden.

Aber diese dreizehnjährige Schulpflicht – vom siebten bis zum zwanzigsten Lebensjahr – vermittelte mehr: In erster Linie sollten die jungen Spartaner zu verantwortungsbewussten Bürgern erzogen werden. Das waren Tugenden wie Pflichtbewusstsein, Selbstdisziplin, Bescheidenheit und die Bereitschaft, für eine grössere Sache zu kämpfen. Hinzu kamen Tanz und Poesie, Literatur und Philosophie. Selbst der Athener Plato lobte Sparta als «älteste und fruchtbarste Heimat der Philosophie unter den Griechen». Schriftsteller Plutarch, ein später Fan Spartas, meinte gar, dass «die Hingabe an den Intellekt mehr charakteristisch für die Spartaner ist als die Liebe zur körperlichen Ertüchtigung».

Einzigartig in der antiken Welt war der Umstand, dass auch Mädchen in den Genuss der obligatorischen Ausbildung kamen – mit Ausnahme des Militärdrills. Aber auch sie lernten lesen und schreiben, warfen Speer und Diskus, natürlich nackt und am ganzen Körper eingölt. Textilfrei traten sie auch zu Ringkämpfen mit den Knaben an – was andere Griechen zu etwa gleichen Teilen anzog und abstiess. Weitgehend unbekannt ist, wie gross der Einfluss der Frauen wirklich war. Tatsächlich waren sie nirgendwo bessergestellt als in Sparta. Sie durften Eigentum besitzen, verwalten und vererben. Da sich die Männer für den Militärdienst bereithielten, sassen sie oft an den Schalthebeln der Wirtschaft.

Anderen Griechen waren die selbstbewussten Spartanerinnen unheimlich. Man verspottete sie als «Schenkelblitzer», und Aristoteles mutmasste gar, dass sie eine Gynäkokratie, eine

Herrschaft der Frauen, errichtet hätten. Bei Aristophanes begrüsst Lysistrata zum Gaudium des Athener Publikums die Abgesandte Spartas mit triefendem Sarkasmus: «Du Süsseste, welche Schönheit du bist. Welch feine Farbe hat deine Haut, welche Kraft dein Körper. Wahrlich, du könntest einen Stier erwürgen.»

Sarkasmus war nicht die Sache der Spartaner. Dafür hinterliessen sie der Nachwelt neben dem Wort «spartanisch» das Adjektiv «lakonisch» – nach der Landschaft Lakonia. Ihre einsilbigen, treffenden Antworten wurden in Athen, Theben oder Samos gesammelt und nachgeahmt. Bekannt ist etwa die Drohung Philipps von Makedonien, wenn er nach Sparta komme, werde er die Stadt dem Erdboden gleichmachen. Spartas lakonische Antwort: «Wenn.»

Stabiles Zweikammersystem

Fraglos verdanken wir Athen unsere Form der Demokratie. Ebenso fraglos ist, dass Spartas Demokratie etwa ein Jahrhundert älter ist. Die vom halb mythischen Gesetzgeber Lykurg 660 v. Chr. erlassene «Grosse Rhetra» gilt als ältestes Dokument griechischer Verfassungsgeschichte.

Danach beruhte das Staatswesen Spartas auf drei Säulen: zwei Könige, die auch Mitglied in einem dreissigköpfigen Ältestenrat (Gerusia) waren, und eine monatlich tagende Volksversammlung (Apella). Letztere konnte zwar keine Gesetze initiieren, und das letzte Wort in Streitfragen hatte die Gerusia. Aber die Apella hatte ein Mitspracherecht und konnte sogar Könige ins Exil schicken. Heute weiss man, dass dieses Zweikammersystem mitunter stabiler war als die oft chaotische athenische Demokratie.

Lykurg kannte freilich auch die Grenzen der Volksherrschaft. Auf die Aufforderung, seiner Nation die volle Demokratie zu schenken, antwortete er nach Landesart lakonisch: «Führ du zuerst in deiner Familie die Demokratie ein.»

Paul Cartledge: *The Spartans – An Epic History*. Pan. 288 S., Fr. 23.90

Stephen Hodkinson: *Sparta: New Perspectives*. Classical Press of Wales. 427 S., Fr. 41.90

Nigel Kennell: *Spartans: A New History*. Wiley-Blackwell. 218 S., Fr. 61.90

Warum die Einwanderung die Schweiz ärmer gemacht hat

Die Kritiker unseres Gutachtens über die Personenfreizügigkeit vernebeln zentrale Aussagen. Die meisten Einwanderer verdienen weniger als Schweizer, daher leidet der Wohlstand pro Kopf.

Andrew Lilico

Die Studie über die Bilateralen I von Europe Economics im Auftrag der Stiftung für bürgerliche Politik sorgt für intensive Diskussionen. Frühere Untersuchungen haben anhand älterer Daten grösstenteils einen positiven Einfluss der Einwanderung auf das Schweizer Bruttoinlandprodukt (BIP) festgestellt. Die Studie von Europe Economics kommt indes zum Schluss, diese habe das BIP pro Kopf der einheimischen Bevölkerung (grob definiert als jene, die bereits vor Inkrafttreten der Bilateralen I im Jahr 2002 in der Schweiz lebten) um 1,3 bis 2 Prozent gesenkt.

Abenteuerliche Beschreibung der Fakten

Das Herzstück unserer Modelle besteht darin, dass die Bevölkerung sehr stark zugenommen hat (rund 20 Prozent in den letzten zwanzig Jahren), ohne dass der volkswirtschaftliche Kapitalstock (Maschinen, Fabriken, Ausrüstungen etc.) damit Schritt hielt. In unseren Analysen führte das zu tieferen Löhnen und grösserer Einkommens- und Vermögensungleichheit, die mit zusätzlichen Sozialtransfers abgedeckt wurden. Gesamthaft resultiert ein tieferes BIP pro Kopf.

Erwartungsgemäss sind die Befürworter der Personenfreizügigkeit und die Autoren früherer Studien, die einen positiven Einfluss ermittelt hatten, nicht einverstanden. Einige dieser Kritiker stellen die von uns beschriebenen Mechanismen und deren Ursachen falsch dar. Beispielsweise schrieb die *Wochenzeitung*, dass die Schweiz durchaus ausländische Kapitalinvestitionen angezogen habe. Das stimmt zwar, aber diese Investitionen sind eben so gering ausgefallen, dass der Kapitalstock pro Kopf trotzdem stagnierte. Die *Neue Zürcher Zeitung* und der Gewerkschaftsbund argumentieren, dass der Kapitalstock wohl eher unter der Frankenstärke als unter der Einwanderung gelitten habe. Vielleicht. Wir behaupten ja nicht, dass die Einwanderung ausländische Direktinvestitionen verhindere. Aber die Personenfreizügigkeit führt dazu, dass die Politik keinen Einfluss darauf hat, ob der Kapitalstock mit dem Bevölkerungswachstum Schritt hält. Wenn das nicht der Fall ist, dann kommt es eben zu den Auswirkungen, die wir

beschrieben haben – und die man in der Schweiz beobachten kann.

Die *Wochenzeitung* behauptet, die Schweiz habe zusätzliche Arbeitskräfte benötigt, um das ausländische Kapital einzusetzen. Das scheint uns eine abenteuerliche Beschreibung der Fakten. Der Kapitalstock pro Kopf ist ja zurückgegangen. Die umfangreiche Einwanderung ist ein Ergebnis dessen, dass das BIP pro Kopf in der Schweiz viel höher ist, in Verbindung mit dem, was wir als «Menschenpumpe» der Euro-Zone bezeichnen: Weil die Arbeitsmärkte in der Euro-Zone relativ unflexibel sind, steigt dort bei volkswirtschaftlichen Schocks die Arbeitslosigkeit; die betroffenen Arbeitskräfte weichen in Länder mit flexibleren Arbeitsmärkten ausserhalb der Euro-Zone aus (die Schweiz, Norwegen, das Vereinigte Königreich). Weil das Vereinigte Königreich die Personenfreizügigkeit aufgibt, könnte, bei Problemen in der Euro-Zone, die Ausweichbewegung in die Schweiz zukünftig sogar umfangreicher ausfallen als in der Vergangenheit.

Die *Neue Zürcher Zeitung* erweckt den Eindruck, unser wichtigstes Modell sei ein Vergleich des Schweizer BIP mit einer gewichteten Kombination aus dem deutschen und dem italienischen BIP. Das ist leicht fehlgeleitet. Diese Modelle beleuchten zwar, was mit dem BIP pro Kopf passierte, als die Einwanderung zunahm. Aber wir erachten sie nicht als sonderlich wichtig. In Anbetracht der Tatsache, dass die Einwanderer ein tieferes Einkommen aufweisen als die Schweizer, ist es keineswegs überraschend,

dass das BIP pro Kopf unter der Einwanderung gelitten hat.

Für sich genommen, ist diese Einsicht alles andere als spektakulär. Wir haben mit diesen Modellen lediglich versucht, gewisse Wirkungen der Finanzkrise und der Frankenstärke von der Personenfreizügigkeit zu trennen – was natürlich sehr schwierig ist. Die zentrale Fragestellung unserer Arbeit war aber: Was ist mit dem Einkommen der Einheimischen passiert? Und um diese Frage zu beantworten, haben wir uns auf andere Modelle verlassen, die wir anhand von Daten über das Einkommen, über die Steuern und die sozialstaatliche Umverteilung getestet haben.

Unsere Studie ist im Wesentlichen auf folgenden Fakten aufgebaut: Die Bevölkerung nahm unter der Personenfreizügigkeit um etwa 20 Prozent zu. Im gleichen Zeitraum fielen die Investitionen in den Kapitalstock geringer aus. Welche Auswirkungen hat dies auf die Löhne und die Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen? Gemäss der volkswirtschaftlichen Theorie ist zu erwarten, dass die Löhne sinken, während das Kapitaleinkommen steigt. Dadurch nimmt die Ungleichheit zu, was zu einem zusätzlichen Bedarf an sozialstaatlicher Umverteilung führt. Diesen Effekt haben wir mit den zentralen Modellen in unserer Studie berechnet.

Fehlende Erklärungen der Kritiker

Wer unsere Ergebnisse kritisieren will, muss sich erklären: Was passiert seiner Meinung nach, wenn die Bevölkerung um 20 Prozent zunimmt, der Kapitalstock pro Kopf aber stagniert? Wir sind der Ansicht, dass unsere Methode im Einklang steht mit der normalen volkswirtschaftlichen Wachstumstheorie. Ferner sind die Ergebnisse unserer Modelle abgestützt auf Schweizer Daten über Einkommen, Steuern und Sozialausgaben im Vergleich zu anderen europäischen Ländern.

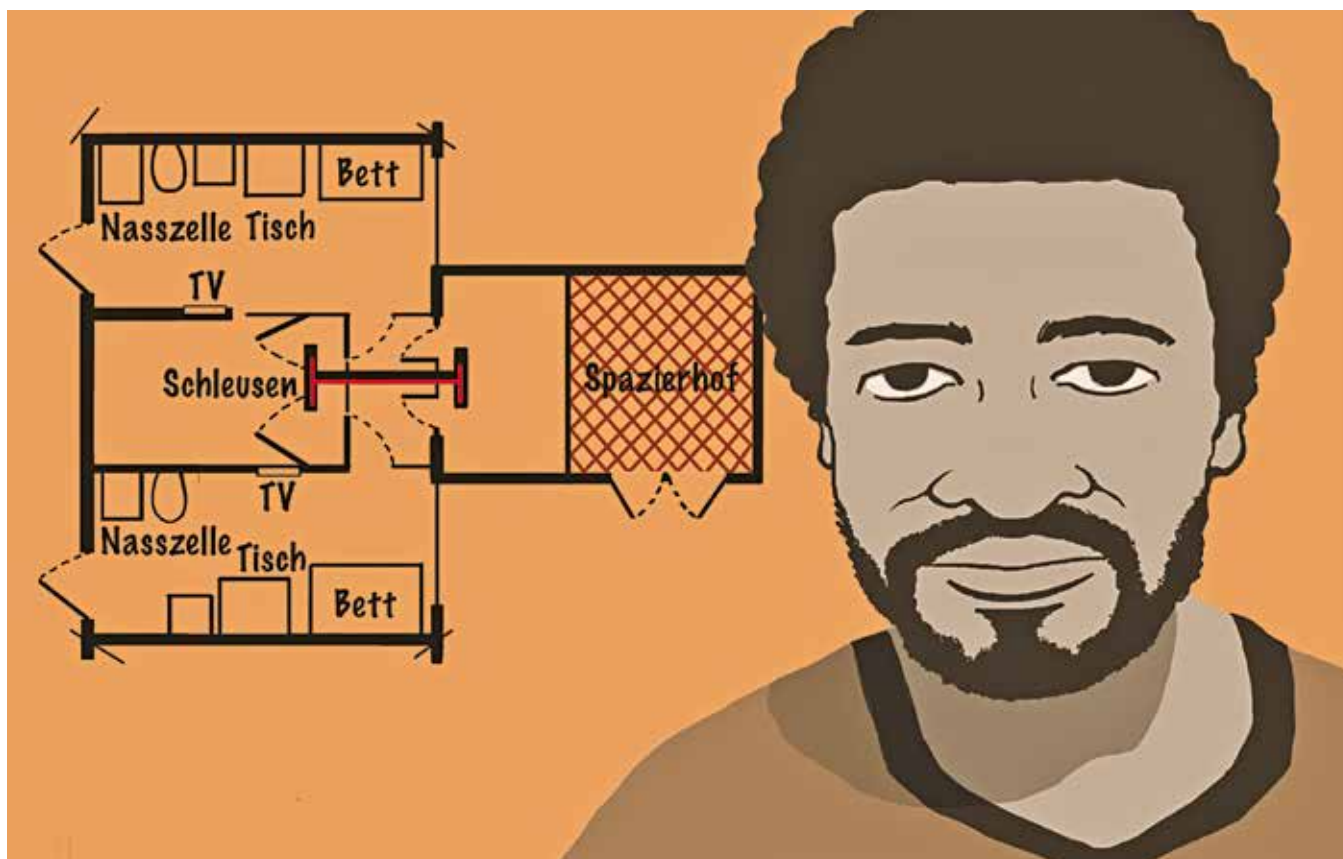
Andrew Lilico ist geschäftsführender Direktor des Forschungsinstituts Europe Economics in London und Autor des Gutachtens über die Bilateralen I im Auftrag der Stiftung für bürgerliche Politik.



Zu gefährlich fürs Gefängnis

Zürich baut dem gewalttätigen Irrläufer «Carlos» einen Spezialtrakt für 1,85 Millionen Franken. Recherchen der *Weltwoche* zeigen erstmals, wie es dort aussieht.

Alex Baur



Zwei gesicherte Zellen, Möbel aus Stahlbeton: Zeitbombe «Carlos».

Die Szene wiederholt sich jeden Morgen in der Sicherheitsabteilung der Justizvollzugsanstalt im zürcherischen Regensdorf. Ein halbes Dutzend Aufseher, alle kräftig gebaut, versammeln sich im Kommandoraum und ziehen sich eine Rüstung über, die jeden mittelalterlichen Ritter neidisch gemacht hätte: hieb- und stichfeste Spezialjacken, Bein- und Armschoner, Helm mit Plexiglas-Visier, Mundschutz, bissresistente Handschuhe, Schutzschilde. Während die Aufseher einen Kordon im Gang bilden, wird der Insasse der Hochsicherheitszelle per Fernsprechanlage aufgefordert, sich für den Hofgang bereitzumachen.

Durch zwei Klappen, die unten und in der Mitte der Zellentür eingelassen sind, streckt

Häftling Brian K. zuerst seine Füße und danach seine Hände nach draussen, damit diese mit eisernen Fesseln fixiert werden können. Da der Insasse die Betreuer auch mal mit einem Schwall Urin empfängt, sind die Klappen mit Tüchern verdeckt. In Fesseln humpelt Brian K. durch den Kordon der Aufseher eine kurze Treppe hinunter zum Spazierhof. Dort kann er sich die Beine vertreten, allein, praktisch ohne Inventar. Denn Brian K. ist dafür bekannt, dass er grundsätzlich alles zerstört und in eine potenzielle Waffe verwandelt, was ihm zwischen die Finger kommt. Überwacht von Kameras, dreht der Mann seine Runden. Nach einer Stunde wiederholt sich dasselbe Prozedere – zurück in die Zelle.

Ab Mitte September wird es etwas einfacher. Dann wird nämlich der Spezialtrakt bezugsbereit sein, den man extra für Brian K. (und mögliche Nachfolger) gebaut hat. Dieser besteht aus zwei 13 Quadratmeter grossen Zellen, dazwischen ein Gang, der in einen 25 Quadratmeter grossen individuellen Spazierhof führt, alles gesichert durch Schleusen. Diese lassen sich per Fernbedienung steuern. Brian K. kann hier toben, so viel er will – es ist niemand da, den er verletzen, nichts, was er beschädigen könnte.

Schulung für fünfzig Beamte

Das Mobiliar – ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch – ist aus Stahlbeton gefertigt, das Stehklö dient zugleich als Wanne für die Dusche. Knöpfe zur

Steuerung von Licht, Wasser, Gegensprechanlage und TV-Gerät (es befindet sich hinter einer dicken Panzerglasscheibe) sind unzerstörbar in die Wand eingelassen. Mikrofon, Lautsprecher und Lampen wurden in die Decke eingebaut, in unerreichbarer Höhe für den Insassen. Alles ist glatt, es gibt nichts, was man mit blossen Händen herausreißen könnte, alles leicht abwaschbar. Wenn der Häftling seine Zelle mit Kot, Urin oder Lebensmitteln verschmiert, kann man schnell mit dem Hochdruckreiniger durch den Raum fahren, während er gut gesichert in der Ausweichzelle wartet. Für den täglichen Auslauf braucht es nur noch einen Betreuer, der hinter Panzerglas an der Fernbedienung sitzt.

1,85 Millionen Franken kostete der Spezialtrakt. Der exorbitante Betrag ist vor allem darauf zurückzuführen, dass jedes Element speziell designt und angefertigt werden musste, aus den besten und härtesten Materialien, alles streng nach den Regeln der Europäischen Menschenrechtskonvention für den humanitären Vollzug ausgelegt. Die 74 Millionen Franken, welche der Kanton Zürich in den kommenden Jahren für Neubauten und Sanierungen in der Pöschwies budgetiert hat, mögen den Betrag etwas relativieren. Trotzdem fragt man sich: Gibt es wirklich keine Alternative?

Er habe sich lange gegen diesen Sondertrakt gewehrt, sagt Anstaltsdirektor Andreas Naegeli, und er baue ihn nicht gerne. Denn die langfristige Isolation eines Insassen widerspreche den Prinzipien des Vollzugs diametral.

Alles ist glatt, es gibt nichts, was man mit blossen Händen herausreißen könnte, alles leicht abwaschbar.

Doch das Sondersetting, mit dem Brian K. seit mehreren Jahren in Schach gehalten wird, sei dem Personal auf die Dauer nicht zuzumuten. Insgesamt fünfzig Beamte mussten im Umgang mit der Spezialrüstung geschult werden, um dem als gefährlich eingestuften Häftling zumindest während der Woche seinen täglichen Hofgang zu gewährleisten.

Am Wochenende muss Brian K. rund um die Uhr in seiner Zelle bleiben, weil das Personal fehlt. Und das verstösst gegen die Norm. Zwar würden theoretisch auch drei Männer reichen, um den geschulten Boxer zu bändigen, der nicht mehr ganz so fit ist wie auch schon. Doch mit dem Minimalaufgebot stiege die Gefahr, dass ein Betreuer oder auch der Häftling bei einem Gerangel verletzt würde. Und das will man auf jeden Fall vermeiden, zumal Brian K. und seine Anwälte sehr klagefreudig sind.

Viel wurde geschrieben über Brian K., der 2013 im Alter von achtzehn Jahren unter dem Pseudonym «Carlos» dank einem SRF-Dok-Film bekannt wurde. Obwohl er als Fünfzehnjähriger einen Gleichaltrigen aus nichtigem Grund

niedergestochen und lebensgefährlich verletzt hatte, kam «Carlos» nach mehreren gescheiterten Therapieversuchen 2014 frei. Schon nach wenigen Monaten sass er wieder wegen angeblicher Morddrohungen vorübergehend hinter Gittern. Kaum draussen, schlug er einen flüchtigen Bekannten ohne Vorwarnung brutal nieder. Im März bekam er die Quittung vom Gericht: achtzehn Monate Gefängnis wegen schwerer Körperverletzung, Androhung der Verwahrung.

Keine Alternative zur Fesselung

Die Strafe schien den mittlerweile 22-Jährigen nicht zu beeindrucken. Noch im selben Jahr griff er Aufseher und Mitgefangene an. Wegen insgesamt 29 Delikten, die er allesamt im Vollzug begangen hatte, verurteilt das Bezirksgericht Dielsdorf Brian K. im November 2019 zu knapp fünf Jahren Gefängnis und verhängt eine «kleine Verwahrung». Will heissen: Der mittlerweile 25-Jährige muss so lange hinter Gittern bleiben, bis er keine Gefahr mehr für die Allgemeinheit darstellt.

Doch in der Zwischenzeit läuft bereits ein neues Verfahren wegen mehr als zwei Dutzend Delikten, die er im Vollzug begangen haben soll. Brian K. seinerseits hat über seine Anwälte über ein halbes Dutzend Anzeigen gegen seine Betreuer eingereicht, die ihn misshandelt haben sollen. Eines dieser Verfahren geht auf das Jahr 2011 zurück, als Ärzte den damals Fünfzehnjährigen nach der Messerstecherei zwei Wochen lang an ein Bett fesselten.

Letzte Woche wurden drei involvierte Psychiater in erster Instanz freigesprochen. Sie konnten glaubhaft dartun, dass es keine Alternative zur Fesselung gab. Brian K. hatte nächtelang getobt wie ein Berserker. Wo man ihn einsperrte, zerlegte er das Mobiliar, setzte die Zelle unter Wasser. Medikamente wirkten bei ihm nicht, der Bursche verschloss sich jedem Zureden, attackierte und bespuckte Betreuer, als wäre er ein wildes Tier.

Wie am Prozess bekannt wurde, war sein unberechenbares und aggressives Verhalten schon damals nichts Neues. Bereits vor der Messerattacke hatte er Betreuer angegriffen, einmal sogar mit heissem Wasser. Und daran hat sich über all die Jahre nichts geändert. Aufseher müssen auch heute noch jederzeit damit rechnen, von Brian K. bespuckt, mit Urin überschüttet oder auch mal gebissen zu werden. Drohungen und Beschimpfungen sind sein täglich Brot.

Zahllose Therapieversuche wurden bei Brian K. schon in die Wege geleitet. Von einem Scheitern zu reden, wäre übertrieben, weil keine Therapie je ernsthaft in Angriff genommen werden konnte. Brian K. liess nie einen Psychiater wirklich an sich heran. Womit auch keine einigermaßen gesicherte Diagnose möglich ist. Mittlerweile gehen die Forensiker allerdings davon aus, dass sich hinter der querulatorischen Fassade dissoziale und psychopathische Züge verstecken.

Brian K. selber sieht sich, sekundiert von seinem Vater, als Opfer. Journalistinnen des *Tages-Anzeigers* und der *Republik*, die ihn im Gefängnis besucht haben, zeichnen das Bild eines Rebellen, der durch ein unerbittliches System in seine Rolle gedrängt wurde. Demnach hätten sich Betreuer und der schwierige Insasse gegenseitig in eine «Spirale» der Gewalt hineingesteigert. Die Woz wittert sogar «klaren Rassismus» gegen-

Aufseher müssen damit rechnen, von Brian K. bespuckt, mit Urin überschüttet oder gebissen zu werden.

über dem Dunkelhäutigen, ein Fall für «Black Lives Matter».

Doch keine dieser Formeln hält einer vertieften Prüfung stand. Brian K. gibt mit bisweilen perfiden Provokationen den Anlass zum Konflikt, den er richtiggehend sucht. So reisst der Häftling etwa das Etikett mit seinem Namen von seiner Wäsche, um sich danach zu beklagen, dass er die falschen Klamotten aus der Wäscherei geliefert bekommt. Und wenn er sich in der Hand oder im Oberschenkel eines Betreuers festbeisst, ist es verständlich, dass dieser auf den Mann einprügelt, bis er seine Beisser wieder löst. Was will man da sonst tun?

Einmaliger Fall

Die Helfer von Brian K. verlangen partout dessen Verlegung in eine andere Anstalt. Nur haben schon sämtliche in Frage kommenden Institutionen ihre Erfahrungen mit dem Häftling gemacht – und weigern sich durchwegs, ihn aufzunehmen. Sein ganzes Handeln ist darauf ausgelegt, den Vollzug so lange zu sabotieren, bis man ihn freilässt. Diese Masche mag funktioniert haben, als er minderjährig war. Doch in der Zwischenzeit wagt es kein Sachverständiger mehr, die potenzielle Zeitbombe «Carlos» in die Freiheit zu entlassen. Und wenn er zu gefährlich ist für das Gefängnis, baut man ihm halt seinen individuellen Käfig – teuer, aber besser zu verkraften als Tote und Schwerverletzte.

Das Erstaunlichste an der ganzen Geschichte ist, dass es schweizweit einen derartigen Fall noch nie gegeben hat. Gut die Hälfte der 397 Insassen in der Pöschwies sitzen wegen schwerer Gewalt- oder Sexualdelikte ein, 60 von ihnen mit dem Urteil «Lebenslänglich» oder einer Verwahrung. Doch die sechs Zellen für das Einzelhaftregime im Hochsicherheitstrakt sind meistens nur vorübergehend und selten voll belegt. Neben Brian K. ist lediglich ein Mörder seit Jahren von allen anderen Gefangenen separiert, freiwillig notabene. Das System des Gruppenvollzuges funktioniert. Auch Brian K. steht die Option weiterhin offen, sofern er sich an die Regeln hält. Falls eine Lockerung des Regimes scheitert, steht aber jederzeit ein Sondersetting im Hochsicherheitstrakt für ihn bereit.

Der Lotse geht von Bord

Japans erfolgreichster Regierungschef seit Jahren, Shinzo Abe, tritt zurück. China ist erleichtert, Amerika und Verbündete sehen Probleme am Horizont.

Hansrudolf Kamer

Im Land der aufgehenden Sonne geht eine politische Ära zu Ende. Die Rücktrittsankündigung Shinzo Abes kam zwar nicht ganz aus heiterem Himmel, denn der Ministerpräsident hatte seinen politischen Kredit wohl ziemlich aufgebraucht. Er war länger im Amt als alle seine Vorgänger seit dem Zweiten Weltkrieg, auch als sein Grossonkel Eisaku Sato.

Abnützerserscheinungen und Erneuerungszeichen waren unübersehbar. Die Pandemie traf Japan hart. Zu Beginn machte die Regierung einen unentschlossenen Eindruck. Sie reagierte zögerlich, der Lockdown kam spät, die Grenzschliessung ebenso. Abe musste Kritik wegen mangelnder Führungskraft einstecken. Nichtsdestotrotz blieb die Zahl der Corona-Todesfälle beträchtlich unter jener vieler Industrienationen, obwohl Japan eine überalterte Bevölkerung hat.

Vor seiner Ankündigung konsultierte er keine Berater. Diese hatten, wie sie frustriert bemerkten, nicht einmal Zeit, Abes Begründung für die Demission auf den Teleprompter zu spielen. Ein Politiker, der frei redet, ohne Berater einen Beschluss fällt und bekanntgibt, der freimütig auch Misserfolge einräumt – das war souverän, weckte nostalgische Gefühle.

Drei Pfeile im Köcher

Shinzo Abe hinterlässt ein Japan, das wirtschaftlich stärker und gesellschaftlich offener ist als bei seinem Amtsantritt. Er kam vom konservativen Flügel der Liberaldemokratischen Partei (LDP), führte dann aber eine Politik, die Freund und Feind überraschte. Er ist der Sohn des ehemaligen Aussenministers und Parteigranden Shintaro Abe. Sein Grossvater Nobusuke Kishi war wegen Kriegsverbrechen angeklagt, eingesperrt, aber nie abgeurteilt worden. Er wurde schliesslich Ministerpräsident (1957–1960) und legte die Grundlage für die Dominanz der LDP in der ganzen Nachkriegszeit.

Sein Enkel begann nach der kurzen ersten seine zweite Amtszeit 2012 mit einem ungewohnt kohärenten wirtschaftlichen Wachstumsprogramm, das als «Abenomics» in die Geschichte einging. Er hatte die berühmten drei Pfeile im Köcher – expansive Geldpolitik,



Sinn fürs Ganze: Premier Abe.

Steuerreduktionen und Strukturreformen. Die Pfeile wurden nacheinander abgeschossen. Die Trefferquote war durchwachsen.

Das Inflationsziel von 2 Prozent wurde verfehlt. Kontrollierte Teuerung sollte die Deflation beseitigen. Doch betrat Abe Neuland, indem er bei den Verhandlungen über die transpazifische Partnerschaft eine Führungsrolle spielte, Unternehmenssteuern senkte, Schlüsselsektoren deregulierte, ausländische Arbeitskräfte ins Land liess und die Beschäftigung der Frauen stark förderte («Womenomics»).

Seine Hauptaufgabe sah er aber nicht in der Wirtschaft, immerhin die drittgrösste global, sondern in der Befreiung von den Fesseln der Niederlage im Zweiten Weltkrieg. Es ging nicht in erster Linie um eine neue, nationalistische Interpretation der Interessen Japans, sondern es war eine strategische Notwendigkeit, die sich aus dem Aufstieg Chinas und den ersten amerikanischen Schwächezeichen ergab.

Sein Hauptziel erreichte er zwar nicht, nämlich Artikel 9 aus der japanischen Verfassung zu tilgen, der die Aufstellung traditioneller militärischer Streitkräfte untersagt. Doch tat er alles, um das Verbot auszuhöhlen. Er rüstete auf, wo er konnte. Japans «Selbstverteidigungskräfte» sind inzwischen die achtgrösste Streitmacht der Welt. 2018 wurden die Verteidigungsrichtlinien so weit geändert, dass Waffensysteme zugelassen werden, die auch offensiv eingesetzt werden können.

Er gründete einen nationalen Sicherheitsrat und straffte die Entscheidungsprozesse. Im Juli

hiess das Aussenministerium in Washington den Verkauf von weiteren 105 F-35-Kampffjets an Japan gut. Einige dieser Jets sollen als Senkrechtstarter ausgeliefert werden, damit sie auf dem umgebauten Helikopterträger der «Izumo»-Klasse eingesetzt werden können. Die «Izumo», eigentlich Zerstörer, sind die ersten Flugzeugträger Japans seit der Kapitulation. Der Kreis schliesst sich. Japan war im Krieg die einzige Nation mit grossen Carriern, die den Amerikanern im Pazifik Paroli bieten konnten.

Stütze der US-Fernoststrategie

Shinzo Abe erkannte frühzeitig, dass sich Japan an einer Abwehrstrategie gegenüber China beteiligen musste, auch diplomatisch. Er «pflegte» Präsident Obama und suchte als einer der Ersten Kontakt zu Trump. Er verstärkte die Beziehungen zu Indien und Australien. Zu seiner ehemaligen Provinz Taiwan unterhält Japan mittlerweile intensivere Kontakte, als an der Oberfläche sichtbar ist.

Abe war ein umsichtiger Politiker mit einem hochentwickelten Sinn fürs Ganze. Bei Feiern zum Kriegsende machte er jeweils klar, dass Japan einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehe und keine neuen Abbitten für seine Kriegstaten mehr leisten werde. Kinder, Enkel und folgende Generationen, die nichts mit dem Krieg zu tun hatten, sollten nicht für andauernde Bitten um Verzeihung konditioniert werden.

Vorher hatte er aber auch die klarsten Worte für die japanische Rolle im Zweiten Weltkrieg gefunden, Pearl Harbor besucht und Präsident Obama in Hiroshima empfangen. Vergangenheitspolitik für die Zukunft: Signale an die Nachbarn China und Südkorea, aber auch an die ganze Region, dass Japan sich als vollständig souveräne Nation betrachtet.

Unter Abe war Japan eine Stütze der amerikanischen Fernoststrategie. Kann sein, dass eine neue Zeit anbricht. Peking atmet auf und hofft, dass der Nachfolger nicht mehr die Energie für eine starke japanische Rolle in der indopazifischen Region aufbringt. Washington, mit Nabelschau beschäftigt, trauert einem Verbündeten nach, der eine grosse Lücke aufreiss.

Bundesrichter im Visier

Richter sind keine Parteisolddaten, sagen SVP-Kritiker zu Recht. Trotzdem stellen sich im Fall Donzallaz ernsthafte Fragen.

Katharina Fontana

Eigentlich sind die Erneuerungswahlen der 38 Bundesrichterinnen und Bundesrichter ein Routinegeschäft, das die Vereinigte Bundesversammlung alle sechs Jahre an einem Mittwochvormittag beiläufig erledigt. Doch dieses Mal könnte es anders werden. Die SVP möchte in der Herbstsession offenbar ihren eigenen Richter Yves Donzallaz loswerden.

Das ist keine Überraschung. Seit Jahren schon liegt die Volkspartei mit dem Walliser über Kreuz. Jetzt bietet sich ihr die Chance, im Parlament seine Nichtwiederwahl zu organisieren oder wenigstens darauf hinzuwirken, dass er nicht mehr als SVP-Richter gezählt wird.

Es ist ein schmaler Grat, auf dem sich die SVP hier bewegt. Zum einen gilt für die Wahlen ans Bundesgericht ein freiwilliger Parteienproporz, das heisst, die Parteien können gemäss ihrer Stärke im Parlament eigene Richter stellen. Zum anderen geht es um so zentrale Werte wie Gewaltenteilung und richterliche Unabhängigkeit. Der Fall Donzallaz strapaziert dieses System.

Kluger, eigenwilliger Kopf

Yves Donzallaz, der sich 2008 für die Wahl ans höchste Gericht von der SVP portieren liess, schien es in den letzten Jahren geradezu darauf angelegt zu haben, seine Partei herauszufordern. Wer ihn an öffentlichen Sitzungen in Lausanne erlebte, wie er wortgewaltig über den Vorrang des Völkerrechts dozierte, genüsslich das Ende der Schubert-Praxis voraussagte oder sich selbstbewusst als Rechtsschöpfer betätigte, sah einen klugen und eigenwilligen Kopf am Werk, einen Provokateur, der die Konfrontation mit seiner Partei geradewegs zu suchen schien.

Sicher, Richter sollen keine Parteisolddaten sein, doch müssen sie ausgerechnet bei den Kernpunkten eine abweichende Meinung vertreten? Das ist eine berechnete Frage. Jegliche Debatte über einen Bundesrichter als unzulässige Attacke auf die Justiz abzutun, wie dies heute reflexartig getan wird, greift zu kurz.

Schon jetzt kann man sagen: Egal, was die SVP plant, sie kommt bei dieser Sache kaum gut heraus. Wird der unbotmässige Richter von den anderen Parteien für eine weitere Amtszeit bestätigt, geht der Ärger für die Volkspartei weiter. Wird er dagegen von einer Mehrheit im Parlament nicht mehr gewählt – was es in der Vergangenheit schon gab –, wäre dies ein Steilpass für all jene Kräfte, die das zunehmend kritisierte Wiederwahlverfahren überhaupt abschaffen und Bundesrichter bis zur Pensionierung unkündbar ins Amt heben möchten. Das ist kaum im Sinn der SVP.

Donzallaz seinerseits kann der Aufregung um seine Person gelassen begegnen. Selbst wenn er in Lausanne den Hut nehmen müsste, dürfte es ihm aufgrund seiner Bekanntheit leichtfallen, eine glänzende und einträgliche Karriere als Anwalt weiterzuführen. Zudem hätte er den Nimbus des mutigen, standhaften Bundesrichters, der von seiner kleingeistigen Partei fallengelassen wurde.

Noch mehr Krisenstäbe

Als Erster drängte der Oberwalliser CVP-Ständerat Beat Rieder nach vorne. Er fordert eine neue Rechtsdelegation, die bundesrätliches Notrecht begutachten soll. Seither ist eine Welle an Vorschlägen zur Schaffung neuer Krisenstäbe und Task-Forces über das Parlament hereingebrochen. Besonders hervor tun sich die Freisinnigen, deren Bundesräte man bei der Bewältigung der Corona-Krise kaum sah.

So schlägt der Nidwaldner FDP-Ständerat Hans Wicki ein von der Bundesversammlung gewähltes Gremium vor, das in ausserordentlichen Lagen den Bundesrat «begleitet und reflektiert». Wickis Partei- und Ratskollege Thierry Burkart (AG) will vom Bundesrat wissen, wie man einen «permanenten operativen Führungsstab» schaffen könne. FDP-Nationalrätin Jacqueline de Quattro (VD) schwebt ein Krisen-Kompetenzzentrum vor, mit einem festen Expertenpool. In dieselbe Richtung zielt FDP-Ständerat Matthias Michel (ZG).

Bei der CVP macht sich nebst Rieder auch Nationalrätin Marianne Binder-Keller (AG) für ein neues Gremium stark. Dieses soll sich dem schnellen Wiederaufbau der Wirtschaft nach der Corona-Krise widmen. Dabei fehlte es bei der bisherigen Bewältigung der Pandemie nicht unbedingt an Krisenstäben und Task-Forces, sondern an gesundem Menschenverstand. (hmo)



«Heute dauert die Zukunft länger.»

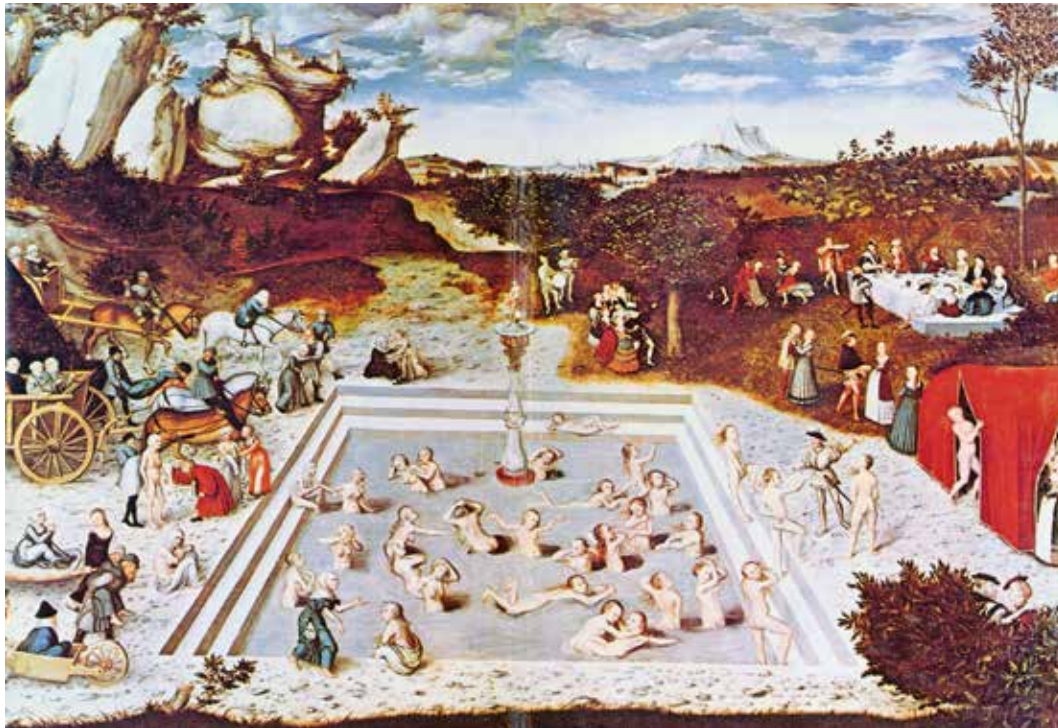
Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident
zum selbstbestimmten Leben



Was, wenn wir eine Million Jahre leben würden?

Forscher haben lebende Bakterien entdeckt, die 100 Millionen Jahre im Meeresboden eingeschlossen waren. Ändert das alles?

Avi Loeb



«Der Jungbrunnen»: Gemälde von Lucas Cranach dem Älteren, 1546.

Was würde sich ändern, wenn wir hundert Millionen Jahre lebten? Zwei Gedanken drängen sich auf. Erstens müssten Professuren zeitlich begrenzt werden, Universitäten dürften Kandidaten nur für höchstens ein Jahrhundert auf einen Lehrstuhl berufen, um ihren Talentpool aufzufrischen und die etablierten Dogmen in Lehre und Forschung vor Erstarrung zu bewahren. Zweitens wäre auf einer Geburtstags-torte kein Platz für eine Million Kerzen. Die Zahl der Geburtstagskerzen könnte dem Logarithmus unseres Alters entsprechen – also beispielsweise drei Kerzen für einen Tausend-jährigen.

Früher hiess es, dass wir zwar den Tod nicht hinauszögern, dafür aber entscheiden könnten, wie wir leben. Man glaubte auch, dass es «nichts Neues unter Sonne» gebe. Beide Aussagen sind aus heutiger Sicht un-

zutreffend. Angesichts der Fortschritte in Biowissenschaften und Technologie ist eine Post-Corona-Zukunft vorstellbar, in der die meisten Krankheiten geheilt werden können und unsere Lebensspanne beträchtlich zunehmen wird.

Wenn das eintritt – wie würden unsere Ziele sich ändern, und wie würde das unser Leben beeinflussen? Angesichts der Chance, langfristige Vorhaben zu verfolgen, könnten wir ehrgeizigere Projekte verwirklichen.

Weniger Risikofreude

In einem kurzen Leben prägt der Tod die Art und Weise, wie wir leben. Könnten wir aber eine Million Jahre leben, wäre der natürliche Tod keine unmittelbare Bedrohung mehr. Unter solchen Bedingungen könnten wir unser Handeln sehr viel strategischer planen. Wir könnten beschliessen, uns mehr

um die Umwelt zu kümmern und stärker auf Kooperation zu setzen, da Umweltverschmutzung oder bewaffnete Konflikte langfristige Gefahren darstellen. Ein längeres Leben könnte uns klüger machen und weniger risikobereit, da viel mehr auf dem Spiel stünde. Es wäre wenig sinnvoll, junge Soldaten in einen Krieg zu schicken, ja überhaupt Kriege anzufangen.

Doch selbst mit ausgeklügelten Strategien wäre das Überleben keineswegs garantiert. Der gigantische Dinosaurier mit seinem verhältnismässig winzigen Gehirn war ausserstande, den todbringenden Asteroideinschlag zu parieren. Unfälle sind unvermeidlich, und Ärzte haben permanent mit Verletzungen zu tun, die sich im Alltag ergeben.

Eine im Verhältnis zur Lebenszeit längere Fertilitätsdauer würde mit dem Risiko einer Überbevölkerung der Erde einhergehen. Bei der

gegenwärtigen Geburtenrate könnte die Zahl der Eine-Million-Jährigen auf das unhaltbare Niveau von hundert Billionen ansteigen. Zu verhindern wäre das nur durch politische Massnahmen, die zu einer Begrenzung der Geburtenrate auf das erträgliche Niveau führen würden. Alternativ könnten Menschen ins All transportiert werden, um eine ausgewogene Geburtenrate zu erreichen und die Erdbevölkerung so zu limitieren, dass genügend Nahrungsmittel und Energie zur Verfügung stünden.

Das Universum wird kühler

Die gute Nachricht: Bei einer Lebensdauer von einer Million Jahren könnten wir mit Raketen auf erdnahe Sterne transportiert werden. Es bräuchte nur 100 000 Jahre, um mit einem Raumschiff, das mit der Geschwindigkeit der Nasa-Raumsonde «New Horizons» unterwegs wäre, den bewohnbaren Planeten

Könnten wir eine Million Jahre leben, wäre der natürliche Tod keine unmittelbare Bedrohung mehr.

zu erreichen, der um Proxima Centauri kreist. Für Passagiere mit einer Lebensspanne von einer Million Jahren wäre eine solche Reise wie der zehn Jahre dauernde Flug zum Pluto für uns Heutige. Für einen derart langen Flug müsste das Raumschiff natürlich über ein funktionstüchtiges Ökosystem verfügen und angenehme Lebensbedingungen bieten. Und die Passagiere müssten für die Reise die nötige Stabilität mitbringen und nicht den Glauben verlieren wie der Fischer, der sich nach langer Zeit erfolglosen Fischens fragt, ob «der wahre Zweck des Fischens darin besteht, Fische zu fangen».

Aber in einer Million Jahren wird der nächstgelegene Stern nicht Proxima Centauri sein, andere Ziele könnten locken. Der Nachthimmel wird anders aussehen, andere Sterne werden in Sonnennähe auftauchen und wieder verschwinden. In dieser Zeit wird die Milchstrasse Zehntausende heller Supernovas und andere Transients produzieren, die in der Dunkelheit wie kosmisches Feuerwerk aufleuchten werden. Das nächste dieser Ereignisse könnte die Biosphäre der Erde bedrohen.

Da der technologische Fortschritt mittlerweile exponentiell voranschreitet, wird unser Habitat auf der Erde in einer Million Jahren völlig anders aussehen als heute. Wie wird eine reife technische Zivilisation nach so langer Zeit aussehen? Kann sie die zerstörerischen Kräfte überdauern, die ihre Technologien freisetzen? Das kann man herausfinden, indem man nach Technosignaturen fremder Zivilisationen sucht, untergegangener oder existierender. Alles Leben wird zwangsläufig

verschwinden. Das Universum wird mit zunehmender Expansion kühler, und in zehn Billionen Jahren werden alle Sterne verloschen sein. In ferner Zukunft wird alles erkalten, denn es wird keine Energie mehr vorhanden sein, die Leben ermöglicht.

Doch die nähere Zukunft muss nicht so düster sein. Der unmittelbare Vorteil eines längeren Lebens würde darin bestehen, dass wir unsere Angehörigen länger um uns hätten. Der Endpunkt ist unvermeidlich, aber wie der griechische Philosoph Epikur in seinem Brief an Menoikeus schrieb, sollten wir keine Angst vor dem Tod haben, weil er uns nichts angeht, «denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr».

Auch Straftäter werden länger leben und länger im Gefängnis sitzen. Diejenigen, deren Freiheit von der Gesellschaft eingeschränkt wurde, haben darin immer einen Silberstreif der Hoffnung gesehen: Der Tod bringt die ultimative Freiheit von allen sozialen Ketten. Dummerweise kommt diese Freiheit zu spät, als dass man noch etwas damit anfangen könnte, wie das im Akronym und dem Werbeslogan des alten britischen Automobils Iris zum Ausdruck kommt: *It Runs in Silence* (Es fährt geräuschlos). Lebenslange Haftstrafen sollten daher, genau wie Professuren, auf eine Zeit von deutlich unter einer Million Jahre beschränkt werden.

Sterne wie Glühbirnen

Die hier genannte Zeitspanne von einer Million Jahren ist willkürlich gewählt, sie entspricht der gesamten Zeit, die seit dem Auftauchen des Homo erectus in Afrika vergangen ist. Sie ist kürzer als das Alter des Universums, der Sonne oder der Erde. Im Prinzip wäre ein Leben vorstellbar, das eine Milliarde Jahre dauert, eine Zeit, in der Sterne wie Glühbirnen am Himmel aufleuchten und verlöschen. Angesichts dieser langfristigen Perspektive würden unsere aktuellen Sorgen über den Zustand der Welt sich so naiv ausnehmen wie der allererste Gedanke eines Neugeborenen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Avi Loeb war 2011–2020 Direktor des Instituts für Astronomie an der Harvard University, Gründungsdirektor der Black Hole Initiative von Harvard und Direktor des Institute for Theory and Computation am Harvard-Smithsonian Center for Astrophysics. Er ist Vorsitzender des Board on Physics and Astronomy of the National Academies und gehört zu den wissenschaftlichen Beratern des Präsidenten.

Sein jüngstes Buch «Extraterrestrial. The First Sign of Intelligent Life Beyond Earth» wird im Januar 2021 bei Houghton Mifflin Harcourt erscheinen.



INSIDE WASHINGTON

Schwarze Stimmen zählen

Die Demokraten werden nervös. Bei der Kriminalitätsbekämpfung trauen die Wähler Präsident Donald Trump deutlich mehr Kompetenz zu als seinem Herausforderer Joe Biden. Biden hat nun die gewaltsamen Proteste in vielen amerikanischen Städten, die Plünderungen, Brandstiftungen, Ausschreitungen und das Chaos der letzten drei Monate mit klaren Worten verurteilt. Da sein Vorsprung in den «Swing States» zusehends dahinschmilzt, versucht er, die Schuld von den linken Randalierern auf Trump abzuwälzen. Er wirft ihm vor, Gewalt zu schüren.

Noch beunruhigender für die Demokratische Partei ist die Unterstützung, die Trump bei schwarzen Wählern gewinnt. Chuck Todd, ein Wortführer der linken Medien, sagte auf NBC News: «Der Wahlkampf beider Lager zeigt mir, dass Donald Trump bei männlichen Afroamerikanern mehr Stimmen bekommen könnte.» Er warnt: «Für das Wahlkampfteam von Biden ist das ein Problem, wenn Trump sich auf diese Gruppe konzentriert.» Eine unlängst erhobene Umfrage der Zeitung *The Hill* deutet ebenfalls darauf hin, dass die Hinwendung der Republikaner zu den Schwarzen auf dem Parteitag in der letzten Woche die gewünschte Wirkung hat. Die Zustimmung unter schwarzen Wählern stieg um 9 Prozentpunkte, so dass nunmehr 24 Prozent der registrierten schwarzen Wähler für Präsident Trump sind.

Vor vier Jahren kam Trump auf 8 Prozent der schwarzen Wähler, zwei Punkte mehr als der republikanische Präsidentschaftskandidat Mitt Romney im Jahr 2012. Bei einer Wahl, die womöglich von ein paar tausend Stimmen in den umkämpften Swing States entschieden wird, könnte selbst eine bescheidene Steigerung dieser schwachen Performance für ein erdrutschartiges Ergebnis sorgen.

Amy Holmes

Technisch gehört er bereits zu den Besten

Der Berner Marc Hirschi ist das grösste Schweizer Talent im Radrennsport seit Fabian Cancellara. Die Rennintelligenz ist bei ihm angeboren.

Martin Born

Wenn der französische Radprofi Julian Alaphilippe am Ende eines schweren Rennens am letzten steilen Anstieg angreift, können nur wenige im Feld reagieren. Am Sonntag, in der zweiten Etappe der Tour de France an der Côte d'Azur, schaffte dies sogar nur einer: Marc Hirschi, eine Woche zuvor 22-jährig geworden, Berner aus Ittigen, wie Fabian Cancellara, der ihn als Manager betreut. Für viele war es eine Sensation, vor allem auch, weil Hirschi mithilfe, den Vorsprung auf die Verfolger auszubauen – und er am Schluss, nicht vor Ehrfurcht erstarrt, den Favoriten im Sprint noch kühn herausforderte, Sieg und Maillot jaune nur um Zentimeter verpasste. Für andere war es die mit Sehnsucht erwartete Bestätigung des grössten Schweizer Talents seit Cancellara.

Sturz nur mit Glück überlebt

Von Hirschi wurde schon geschwärmt, als er als Siebzehnjähriger vor fünf Jahren mit dem Grand Prix Rüebli die Tour de Suisse der



Schritt für Schritt an die Weltspitze:
Favoriten-Killer Hirschi.

Junioren (bis neunzehn Jahre) gewann. Von der Öffentlichkeit wurde er wahrgenommen, als er drei Jahre danach Weltmeister in der Nachwuchskategorie U23 wurde. Es war das wohl die schwerste WM der Radsportgeschichte. Er bezwang dabei einen jener Belgier, die schon früh als «neuer Eddy Merckx» gefeiert wurden: Bjorg Lambrecht. Ein Tag zuvor hatte ein anderer «neuer Merckx» das Rennen der Junioren

Für den Schweizer Radsport kommt Hirschis Durchbruch zu einem unglaublich wichtigen Zeitpunkt.

dominiert: Remco Evenepoel. Die WM von Innsbruck brannte damit drei Namen ins Gedächtnis, denen die Zukunft gehören sollte.

Lambrecht bestätigte die Hoffnungen 2019 mit Spitzenplätzen in den Ardennen-Classiques, ehe er am 5. August durch einen Sturz bei der Polen-Rundfahrt aus dem Leben gerissen wurde. Evenepoel übertraf sie sogar, als er vor einem Jahr die Clásica San Sebastián gewann (Hirschi wurde Dritter) und in diesem Jahr fast

überall allen unwiderstehlich davonfuhr. Bei der Lombardei-Rundfahrt gehörte er bereits zu den Favoriten, als er in einer Abfahrt über eine Brücke in die Tiefe stürzte und nur mit Glück überlebte. Nie konnte einer mit einem gebrochenen Becken glücklicher sein.

Auch Marc Hirschi blieb von Problemen nicht verschont. Ihn plagten im Frühling unerträgliche Rückenschmerzen, sogar eine Operation wurde erwogen. Dann kam die Corona-Zwangspause, Hirschi fand in einer veränderten Sitzposition Linderung und hatte Zeit, sich in aller Ruhe auf die kurze, komprimierte Saison mit allen Höhepunkten innerhalb von drei Monaten vorzubereiten. Schritt für Schritt wollte er sich der Weltspitze nähern, einen ersten Sieg als Profi setzte er sich als Ziel.

Und wie steht es mit der Erholung?

Er wird es erreichen. Doch dann stellt sich die Frage: Wo liegen seine Grenzen? Kann er sogar eine grosse Rundfahrt gewinnen? Er selber sieht sich als Spezialist für schwere Eintagesrennen. Die körperlichen Voraussetzungen sind gut: Bei einer Grösse von 1,74 m ist er 61 Kilo schwer. Er ist stark am Berg, aber kein Spezialist wie Tour-Titelverteidiger Egan Bernal. Er hat sich in kurzen, steilen Anstiegen bewiesen, aber ist er auch gemacht für die langen Pässe? Und wie steht es mit der Erholung? Eine Grundvoraussetzung hat er sicher auch: Die Rennintelligenz ist bei ihm angeboren, er hat den Instinkt, um im entscheidenden Moment das Richtige zu tun. Technisch gehört er bereits zu den Besten.

Für den Schweizer Radsport kommt Hirschis Durchbruch zu einem unglaublich wichtigen Zeitpunkt. Seit Cancellaras Rücktritt wird diese Sportart von den grossen Zeitungen kaum mehr wahrgenommen. Wenn Stefan Küng, die zweite grosse Schweizer Hoffnung, Europameister im Zeitfahren wird und dabei den Stundenweltrekordler besiegt, ist das in den Medien nur eine Randnotiz. Ohne Schweizer Spitzenergebnisse wird selbst über «Monumente» wie Mailand-Sanremo und die Lombardei-Rundfahrt nur marginal berichtet. Sie bringen zu wenig Klicks. Hirschi kann das ändern.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs.CH
KARRIERE AUF SICHER

Willkommen in Kalkutta

Die Forderung, die aufnehmenden Gesellschaften sollten den Zuwanderern entgegenkommen, ist eine Anleitung zum sozialen und kulturellen Selbstmord.



Vor zehn Jahren, am 30. August 2010, erschien Thilo Sarrazins erstes Buch: «Deutschland schafft sich ab – Wie wir unser Land aufs Spiel setzen». Dass es vom Start weg die Bestsellerlisten stürmte und in den folgenden sechzehn Monaten, also bis Anfang 2012, mehr als 1,5 Millionen Mal verkauft wurde, hatte das 464 Seiten umfassende Opus magnum einer «Rezension» durch die Bundeskanzlerin zu verdanken. Bereits am 25. August gab Regierungssprecher Steffen Seibert bekannt, die Kanzlerin sei über Sarrazins Buch «empört». Es enthalte «Darstellungen, die die Bundesregierung, die Bundeskanzlerin nicht ganz kaltliessen», Formulierungen, «die für viele Menschen in diesem Land nur verletzend sein können, die diffamieren, die sehr, sehr polemisch zuspitzen und die überhaupt nicht hilfreich sind bei der grossen nationalen Aufgabe in diesem Land, bei der Integration voranzukommen».

Schützenhilfe leistete auch der damalige SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel mit seiner Ankündigung, er werde Sarrazins Buch auf «rassistische Inhalte» prüfen lassen; der auf Abwege geratene Genosse sollte «freiwillig» aus der SPD austreten. Der damalige Innenminister, Thomas de Maizière, riet im Umgang mit Sarrazin einerseits zur «Gelassenheit», andererseits meinte er auch, die Gesellschaft könne «keinen Ratschlag und keinen Anstoss von einem Provokateur brauchen, der mit der Provokation auch noch Geld verdient».

Für Thilo Sarrazin waren die letzten zehn Jahre eine gute Zeit. Er schrieb sechs Bücher, die sich nicht nur – sehr zum Ärger von Thomas de Maizière – gut verkauften, sondern die auch viel Beachtung fanden, und sei es nur in Form schäumender Verrisse.

«Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heisst Vernunft», hatte der bayerische Arzt und Schriftsteller Oskar Panizza schon vor über hundert Jahren festgestellt. Und der Satz gilt immer noch oder mehr denn je in Zeiten einer Pandemie, die aus Bürgern Patienten und aus Politikern Sanitäter macht.

Um den Wahnsinn, der Vernunft heisst, wenn er epidemisch wird, geht es auch in Sarrazins neuem Buch: «Der Staat an seinen Grenzen». Es geht um Migration und Integration, um die Frage, ob es möglich ist, einen Wohlfahrtsstaat

Migration ist – im Gegensatz zum Internet – kein Neuland, sondern gut erforschtes Terrain.

bei freier und unkontrollierter Zuwanderung zu unterhalten, was so ein Projekt kostet und welche Kollateralschäden es mit sich bringt. Sarrazins Position ist klar, sie widerspricht allen Glaubenssätzen einer bunten, toleranten und weltoffenen Willkommenskultur. Es sei nicht wahr, schreibt er, dass es «Einwanderung» schon immer gegeben habe; ebenso wenig treffe es zu, dass Einwanderung der Gesellschaft «nutzen» würde. Auch die Behauptung, Einwanderung lasse sich nicht verhindern, entspringe unserem Wunsdenken. Sarrazin spricht aus, was andere kaum zu denken wagen.

«Migration ist häufig ein Vehikel, mit dem dysfunktionale Gesellschaften einen Teil ihrer Probleme durch Auswanderung auf andere Gesellschaften ableiten.» Oder: «Die ungehinderte

Wanderung von Wissen und Waren und eine arbeitsteilige weltweite Warenproduktion sind möglich, ohne dass Menschen dazu in grosser Zahl wandern müssen.» Und: «Was in Südafrika oder Somalia schief läuft, kann nicht in Deutschland oder Europa geheilt werden.»

Dennoch bin ich nicht grundsätzlich gegen die Zuwanderung von Menschen aus anderen Kulturen. Ich finde es nur verlogen, wenn Zuwanderung idealisiert («Kein Mensch ist illegal») und als eine Art Frischzellenkur für den altersmüden deutschen Volkskörper verschrieben wird, als «nationale Aufgabe» und eine «Bewährungsprobe», mit der das deutsche Volk über sich selbst hinauswachsen und zeigen soll, dass es aus der Geschichte gelernt hat.

Einwanderung, Migration ist – im Gegensatz zum Internet – kein Neuland, sondern ein guterforschtes Terrain. Wir wissen, warum sich vor den deutschen, holländischen, österreichischen, schwedischen Vertretungen in den Krisenländern lange Warteschlangen bilden, während niemand aus Europa in eines der Länder migrieren möchte, aus denen die Migranten kommen. Migration ist eine Einbahnstrasse, Integration auch. Die Forderung, die aufnehmenden Gesellschaften sollten den Zuwanderern entgegenkommen und die Regularien des Zusammenlebens täglich neu aushandeln, ist eine Anleitung zum sozialen und kulturellen Selbstmord. Um es mit Peter Scholl-Latour zu sagen: «Wer halb Kalkutta aufnimmt, hilft nicht etwa Kalkutta, sondern wird selbst zu Kalkutta!»

Sarrazins neuer Limes: Seite 56

Die Erfinder aus Freienbach

Vom Einmann-Ingenieurbüro zum Marktführer: Der unternehmerische Erfolg von Werner Näf beruht auf technologischem Finessen, Schweizer Tugenden und familiärem Zusammenhalt.

Florian Schwab



Charme bester Schweizer Bodenständigkeit (v. l. n. r.): Ramon Näf (Geschäftsführer), Sarah Näf (Geschäftskundenbetreuerin), Anneliese Näf (Verwaltungsrätin), Werner Näf (Präsident des Verwaltungsrats), Isabelle Näf (Buchhaltung).

Kleine und mittlere Unternehmen, besonders Familienbetriebe, werden immer wieder als Rückgrat der Volkswirtschaft bezeichnet. Wer verstehen möchte, warum das so ist, dem empfiehlt sich eine Reise in die Schwyzer Gemeinde Freienbach. Genauer gesagt: zur Naef Group, Technologie- und Marktführerin für die schonende Sanierung von Leitungen für Trinkwasser und Bodenheizungen. Hier wurde vor dreieinhalb Jahrzehnten der Grundstein gelegt für eine unternehmerische Erfolgsgeschichte, in der sich die besten Eigenschaften des Schweizer Unternehmertums wie unter einem Brennglas verdichten.

Klare Linien, klare Technologie

Sogar die Corona-Krise vermag das Familienunternehmen nicht zu erschüttern. «Die Naef Group erfreut sich derzeit einer sehr guten Auslastung», sagt Firmengründer und Verwaltungsratspräsident Werner Näf, 64. Er ist

eine grossgewachsene und überzeugende Erscheinung. Techniker und Erfinder durch und durch, dreifacher Familienvater und erfolgreicher Unternehmer. Wenn Werner Näf die Geschichte seines Unternehmens erzählt, dann erhält der Laie einen lehrreichen Crashkurs über die Alterung von Wasserleitungen. Es fallen Begriffe wie «wasserführende Leitungssysteme», «grabenlose Technik» oder «Verschlammung».

Von weitem verströmt seine Firma den Charme bester Schweizer Bodenständigkeit. Die Naef Group belegt grosszügige Büroräume in einem modernen, zweckmässigen Minergie-Geschäftshaus. Klare Linien, klare Technologie. Die Gruppe besteht aus der HAT-Tech AG, die sich auf Bodenheizungen konzentriert, und der Näf Tech AG, die auf die schonende Sanierung von Sanitärinstallationen spezialisiert ist.

Werktag für Werktag schwärmen von Freienbach (und, seit letztem Herbst, von Aigle VD) die Dutzende Aussendienst- und Technikmitarbeiter von Naef in alle Regionen der Schweiz

aus. Ihre Mission: die Sanierung von Trinkwasser- und Bodenheizungsrohren bei den Auftraggebern. Werner Näf ist der Erfinder der, wie er es nennt, «humanen Rohrrinnensanierung» im bewohnten Gebäude. Sein Spezialgebiet sind die in den Wänden oder im Boden verbauten Wasserleitungen. Deren Verschleiss verursacht mit der Zeit Schäden und damit Kopfzerbrechen

Bald sass der junge Ingenieur, damals Chef eines Dreimannbetriebs, dauernd im Flugzeug.

bei den Hausbesitzern. Werner Näf hat Technologien erfunden, mit denen man die Leitungen von innen sanieren kann, ohne bauliche Massnahmen, also ohne das Aufbrechen von Wänden und Böden. Das spart Kosten und, noch wichtiger, schont die Nerven.

Am Anfang der Firmengeschichte, die sich im September zum 35. Mal jährt, steht das Ehepaar

Werner und Anneliese Näf. In den frühen achtziger Jahren ist der dreissigjährige Ingenieur ein gefragter Ansprechpartner für Städte und Gemeinden. Als ursprünglich gelernter Sanitärinstallateur mit anschliessendem Ingenieurstudium hat er sich autodidaktisch zum Spezialisten für die damals neue «Rohrinnensanierung» ausgebildet, also für die Instandsetzung von Wasserleitungen der öffentlichen Versorgungsnetze. Werner Näf war einer der Pioniere in Sachen grabenlose Technik. Damals kamen neue Methoden auf, um den Zustand der in der Erde verlegten Leitungen zu analysieren. Allerdings fehlte das Fachwissen bei den Bauämtern und Ingenieurbüros, wie man diese Analysen auswertet – eine Marktlücke. Werner Näf war der Erste, der diese Analyseberichte in Pläne für den Unterhalt und die Sanierung umsetzte. «Dieses Angebot wurde von vielen Städten und Gemeinden in Anspruch genommen», erinnert sich Näf, der damals frisch den Schritt in die Selbständigkeit gemacht hatte.

Nordamerika, Deutschland, Tschechien

Doch es sollte nur der Auftakt zur Entdeckung eines noch interessanteren Marktes sein. In Schweizer Immobilienkreisen sprach sich herum, dass es da einen jungen, kreativen Spezialisten für Probleme mit den Versorgungsnetzen für Frisch- und Abwasser gab. Eines Tages meldete sich ein Verwalter einer grossen Schweizer Bank bei Näf. Man habe da ein Problem: In einer relativ neuen Überbauung komme es ständig zu Wasserschäden in den Wohnungen. Ob er dafür nicht auch eine Lösung habe? «Nein, habe ich nicht», antwortete Näf. Mit Leitungen innerhalb von Gebäuden hatte er sich damals noch wenig befasst. Der Bankmann gab bei Näf eine Studie in Auftrag.

Und tatsächlich: Zwei Jahre nach dem Start des Unternehmens fand der Firmengründer einen Weg, wie man auch Trinkwasserleitungen im Haus von innen vom Rost befreien und da einen Korrosionsschutz auftragen konnte. Diese Technologie wurde schliesslich zum Patent angemeldet. Bald sass der junge Ingenieur, damals Chef eines Dreimannbetriebs, dauernd im Flugzeug. Seine Technologie lizenzierte er von Nordamerika bis nach Deutschland, Italien, Island oder Tschechien. Die weltweiten Lizenznehmer erhielten vom Schweizer Erfinder das Verfahren inklusive sämtlicher Spezialgeräte und verpflichteten sich, für deren Anwendung Lizenzgebühren zu entrichten. Das Geschäft mit den inländischen und ausländischen Partnern erwies sich aber nach etlichen Jahren als schwierig. «Einige sahen plötzlich keine Notwendigkeit mehr, ihre vertraglichen Pflichten einzuhalten», erzählt der Patron der Naef Group. Dadurch sei es zu «unrühmlichen Vertragsverletzungen» gekommen, die auch be-

triebswirtschaftlich ihren Tribut forderten: «1998 war unser Überleben als Firma keineswegs sicher, aber ein guter Unternehmer bewährt sich in Krisensituationen.»

Um das Unternehmen zu retten, übernahm Anneliese Näf, die Ehefrau von Werner Näf, die gesamte Verantwortung für die Finanzen. «Wäre sie nicht mit ihrem unermüdlichen Engagement dazugekommen und hätte mich unterstützt, gäbe es die Firma heute nicht mehr.» Bis dahin hatte sie ihrem Mann mit der Kindererziehung den Rücken frei gehalten. Gemeinsam entschieden die Näfs, das Unternehmen neu zu erfinden. Als erste Massnahme wurden die auslaufenden Lizenzen nicht er-

Auf dem Höhepunkt der grössten Krise erfolgte der zweite technologische Quantensprung.

neuert. Der zweite Schritt bestand darin, die Dienstleistungen in der Schweiz selber auszuführen. Die Naef Group verwandelte sich damit vom reinen Technologie-Entwickler zum Dienstleistungsbetrieb. Die Firma wuchs und blieb innovativ. Schrittweise entschieden sich alle drei Kinder des Gründerehepaars zur Mitarbeit im elterlichen Betrieb.

Auf dem Höhepunkt der grössten Krise in der Firmengeschichte, Ende der neunziger Jahre, erfolgte der zweite technologische Quantensprung. Näf hatte festgestellt, dass in seinem Bekanntenkreis zunehmend Probleme mit leckenden Bodenheizungen auftraten. «Ein Nachbar hatte in seinem schönen Einfamilienhaus gerade neue Marmorböden verlegt, als die Bodenheizung undicht wurde.» Es war eine ähnliche Situation wie einige Jahre früher. Näf stand vor der Herausforderung, längere Leitungen mit viel kleinerem Durchmesser zu sanieren; und diesmal solche aus Kunststoff.

Auch hier fand er eine Lösung: das sogenannte «HAT-System», bei dem mit Druckluft Sand durch die Windungen der Bodenheizung gejagt wird. Damit werden die angesammelten Beläge im Inneren des Rohrs («Verschlammung») abgeschliffen. In einem zweiten Schritt wird eine schützende Beschichtung aufgetragen.

Nach der Technologie zur Sanierung von Sanitärinstallationen und jener zur Instandsetzung von Bodenheizungen landete Erfinder Werner Näf vor neun Jahren seinen dritten grossen Coup. Er entwickelte ein neues Material für die seit 1987 im Wesentlichen unveränderte Beschichtung der Metallrohre für Trinkwasserleitungen, und zwar auf Zementbasis. «Mit Anrosan sind wir der einzige Anbieter im Markt, der die Lebensmittelverordnung erfüllt.» Mit anderen Worten: Näfs neue Beschichtung genügt den Anforderungen, wie sie etwa an Lebensmittelverpackungen gestellt werden.

Was ist das Erfolgsgeheimnis eines Familienunternehmens, in dem alle Kinder langfristig und zufrieden mitarbeiten? Das A und O, sagt Werner Näf, bestehe darin, dass man sich gegenseitig respektiere. Und es sei wichtig, dass sich jeder mit seinen Stärken einbringen kann. So ein Familienbetrieb sei «etwas vom Emotionalsten, das es gibt». Zudem sollten auch Familienmitglieder nur dann Führungsaufgaben übernehmen, «wenn das Basishandwerk erlernt wurde», findet der Firmenchef. Eine erfolgreiche Integration der Kinder in die Firma brauche daher viel Zeit. Genauso verhalte es sich mit der Übergabe der Geschäftsführung an die nächste Generation. Dieser Wechsel hat bei der Naef Group bereits vor ein paar Jahren begonnen. Mittlerweile führt die zweite Generation das Unternehmen erfolgreich weiter. Das Gründerehepaar steht nach wie vor für einzelne Projekte und beratend zur Verfügung.

«Lange vor Greta»

Den grössten Engpass für das weitere Wachstum sieht Werner Näf im Fachkräftemangel. Das Erziehungssystem habe in den letzten Jahrzehnten die Prioritäten nicht überall richtig gesetzt. «Ich bin überzeugt, dass Handwerk goldenen Boden hat – aber wer will heute noch Handwerker werden?» Von der Personenfreizügigkeit mit der EU profitiere sein Unternehmen eher nicht. Vielfach seien die Sanitär- oder Heizungsinstallateure aus der EU für Schweizer Ansprüche weniger gut ausgebildet. Seit sechs Jahren sind die Firmen der Naef Group – «lange vor Greta» – als CO₂-neutral zertifiziert. Die Kompensation des Kohlendioxidausstosses erfolge im Inland, also mit Schweizer Ressourcen. Bei seiner Firma, sagt Werner Näf am Ende des Gesprächs, sei man «stolz auf unsere schweizerischen Werte, welche einen Teil unseres Erfolgsrezepts ausmachen».



Menschenwürde

Nr. 35 – «Schweizer Wunder der Integration»
 Essay von Thomas Kessler

Wenn man den Artikel liest, könnte man meinen, die Integration von Flüchtlingen funktioniert bei uns super. Davon sind wir jedoch weit entfernt. Erstens sollten wir (und jedes andere Land auch) nur so viele Flüchtlinge aufnehmen, wie wir auch imstande sind zu integrieren. Das bedeutete, jeder Flüchtlingsfamilie würde eine Person zugewiesen, die sich während sechs Monaten intensiv um die Menschen kümmerte. Das beträfe die Suche nach einer Wohnung, die Anmeldung zu einem Sprachkurs, die Orientierung über unsere Landesgewohnheiten, die Hilfe beim Suchen einer Arbeit oder eines Ausbildungsplatzes, um überhaupt eine Chance auf unserem Arbeitsmarkt zu haben. Die Integration, so wie sie heute mehrheitlich gehandhabt wird, trägt der Menschenwürde der Geflüchteten zu wenig Rechnung, wenn diese bei uns wochen- und monatelang in Asylunterkünften mehr oder weniger ihrem Schicksal überlassen werden. Wichtig scheint mir, Flüchtlingen aus Kriegs- und Katastrophengebieten den Vorrang zu lassen und Wirtschaftsflüchtlinge, die nicht direkt an Leib und Seele bedroht sind, sofort in ihr Herkunftsland zurückzuschicken, bis es wieder genügend Platz bei uns hat, um die Flüchtlinge auf menschenwürdige Art zu integrieren.

Marlies Bärtschi, Magliaso

Lichtblick

Nr. 34 – «Die Genialität der Ostschweiz»
 Konrad Hummler über das Wirtschaftswunder

So sind wir, ja – arbeitsam und bescheiden! Und wenn ich, von Graubünden kommend, in Rich-

ter unteres Unterland fahre, bin ich jeweils dankbar, dass sich in Sargans die Spuren trennen und die Autobahn ab hier ihren Namen verdient und also mit erlaubtem Tempo freie Fahrt in die Ostschweiz angesagt ist. Eben weil es ja bei uns noch nicht so überfüllt ist. Sowieso: Seit Covid-19 uns in Schach hält, ist die *Weltwoche* für mich Lichtblick und Hoffnungsschimmer zugleich, indem sie mir aufzeigt, dass es Vernunft und gutrecherchierten Journalismus noch gibt. Karin Thurnheer, St. Margrethen

Gelebte Neutralität

Nr. 35 – «Flugshow der Illusionen»
 Urs Paul Engeler zum Thema Kampffjets

Wer den Kampffjet ablehnt, sei gegen die Armee – das ist eine unhaltbare Unterstellung. Die Investitionen für das teuerste Kampffjet-System nehmen uns die finanzielle Handlungsfreiheit, wenn es gilt, neue Bedrohungen auf überraschende Weise abzuwehren. Nur ein Nein zwingt uns, eine umfassende Sicherheitspolitik für die Schweiz der Zukunft anzudenken. Eine Analyse der sicherheitsstrategischen Lage als neutraler Kleinstaat im Herzen Europas muss die Bedrohungen der Zukunft aufzeigen. Auch wenn das Schweizer Volk den Kampffjet ablehnt, sind wir nicht auf dem Präsentierteller einer feindlichen Luftwaffe. Hingegen wäre ein Nein ein international wahrnehmungstarkes Bekenntnis zu unserer gelebten Neutralitäts- und Friedenspolitik, die es in einer spannungsvollen Welt konsequent weiterzuverfolgen und umzusetzen gilt. Roger E. Schärer, Trin Mulin

Es wird völlig ignoriert, dass die Schweizer Armee ohne moderne Luftwaffe zur Farce wird. Es geht bei der Abstimmung um nichts weni-

ger als um die Existenz und Glaubwürdigkeit unserer Armee. Ohne eigene Luftwaffe ist die Schweizer Armee nur noch ein Schatten ihrer selbst, da sie nicht einmal den Luftraum gegen Terroranschläge und Eindringlinge selber verteidigen kann. Damit würden wir zum Spielball der Nato, die nach Lust und Laune die Schweiz verteidigen könnte – oder aber auch nicht. Die Neutralität jedenfalls wäre damit beendet. Patrick Schäfli, Liestal

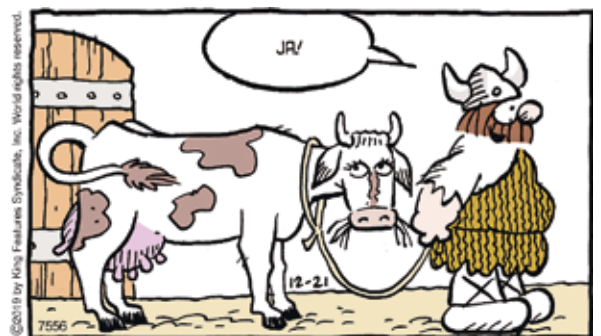
Pandemiepropaganda

Nr. 35 – «In der Solidaritätsfalle»
 Katharina Fontana über die Corona-Massnahmen

Der Artikel beschreibt Satz für Satz auch meine Erfahrungen. Er ist für mich ein kleiner Lichtblick. Der Verlust von Freiheit und Selbstverantwortung ohne Schuld ist schwer zu ertragen. Die zunehmende Infantilisierung vieler Menschen erklärt, wie es möglich wurde, dass die grosse Masse nach staatlicher Führung lechzt und unsere Grundrechte aufgegeben hat. Regula Moretto, Unterstammheim

Schön, dass sogar eine SP-Politikerin den Verstand nicht verloren hat. Alle Veranstaltungen, besonders die Sportveranstaltungen, verkommen zu einer reinen Pandemiepropaganda des Staates. Da wird zelebriert, wie brav man sein müsse, damit zum Beispiel *Tschütteler* sich wieder präsentieren dürfen. Maximilian Spoerri, Locarno

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fritz Chervet (1942–2020)



Taten statt Worte: Boxlegende Chervet.

Es gab Schweizer Sportler, die zogen das Publikum über Sprachgrenzen und soziale Klassen hinaus in ihren Bann: der tollkühne Rennfahrer Jo Siffert, der wagemutige Ski-Desperado Roland Collombin oder der elegante Fussballstürmer Fritz Künzli. In diese Kategorie ist definitiv auch Fritz Chervet einzureihen. Der in einfache Verhältnisse hineingeborene Berner brachte es als Boxer zu Weltruhm.

Fritz wuchs als Drittältester von fünf Brüdern und zwei Schwestern auf. Er war sieben Jahre alt, als sein Vater starb und die Mutter als Buchhalterin für die Familie sorgen musste. Die entbehrungsreiche Kindheit ebnete «Fritzli» den Weg zu der vielleicht härtesten und unerbittlichsten Sportart.

Dabei war er von filigraner Statur: 50 Kilogramm leicht, 165 Zentimeter kurz. Chervet war ein sprichwörtliches Fliegengewicht – und wurde in dieser Klasse zum Stärksten weit und breit. Auch zwei seiner Brüder schlugen sich beachtlich. An den Schweizer Meisterschaften 1961 in Zürich gewann Ernst Chervet den Titel im Federgewicht und Paul Chervet denjenigen im Bantamgewicht.

Doch der erfolgreichste war Fritz. Zwischen 1967 und 1976 füllte er die grössten Hallen der Schweiz. Den ersten internationalen Triumph feierte er am 3. März 1972 in der Berner Festhalle, als er den italienischen Titelverteidiger Fernando Atzori bezwang und von seinen

Fans durch den Ring getragen wurde. Zwei Jahre später – am 27. April 1974 – griff er im überfüllten Zürcher Hallenstadion vor 11 250 Zuschauern gegen den Thailänder Chartchai Chionoi zum zweiten Mal nach der WM-Krone.

Im damaligen Matchprogramm war über den Schweizer Protagonisten zu lesen: «Ohne seine moralischen Qualitäten würde der 31-jäh-

rige Fritz Chervet als Boxer nie dort stehen, wo er heute ist: in der vordersten Reihe der weltbesten Professional-Fliegengewichtler. [...] Immer wieder hatte er ernsthafte physische wie psychische Krisen überwunden und kletterte nach empfindlichen Rückschlägen die Erfolgsleiter wieder empor. Er ist einer jener Athleten, die mit der Aufgabe wachsen.» An diesem Abend unterlag der Schweizer nach einer umstrittenen Punktrichterentscheidung.

Trotz seinen Erfolgen wirkte Chervet immer scheu und introvertiert. Ganz anders als viele in diesem lauten Metier nahm er sich nie zu wichtig. Seinen langjährigen Trainer Charly Bühler siezte er die ganze Karriere hindurch. Nachtclubs und protzige Autos waren ihm fremd. Nach der Boxerkarriere arbeitete er als Hilfsweibel im Bundeshaus. Dreizehn Jahre diente Chervet den Parlamentariern. Die *Neue Zürcher Zeitung* beschrieb sein Auftreten an der Schwelle zur hohen Politik als «auffällig unauffällig» – bis zu seiner Pensionierung im September 2007.

Fritz Chervet liess in jeder Lebenslage lieber Taten statt Worte sprechen. Am vergangenen Samstag schlug sein letzter Gong. Die Schweizer Boxszene trauert um ihr grösstes Idol.

Thomas Renggli

ABSTIMMUNGS-ARENA «JA zu Familien»

FOKUSKMU
Moderation: Christine Maier






Philipp Kutter
Nationalrat CVP/ZH

Barbara Gysi
Nationalrätin SP/ZH

Tobias Vögeli
Co-Präsident JGLP Schweiz

Diana Gutjahr
Nationalrätin SVP/TG

Täglich vom 7. bis 13. Sept. ab 17.15 Uhr auf:






Täglich vom 14. bis 20. Sept. ab 17 Uhr auf:

Märkte kennen keinen Mangel

Fachkräfte gibt es genug, wenn man sorgfältig mit ihnen umgeht.



Fachkräftemangel – wie Kohlensäurebläschen sprudelt das Wort durch Diskussionen über die Personenfreizügigkeit. Bundesrätin Keller-Sutter, Economiesuisse-Direktorin Rühl, Swissmem-Präsident Hess, Arbeitgeberpräsident Vogt, auch Gewerkschaftsökonom Lampart, die Managerin aus dem Emmental und der Pharmachef aus Basel, alle durchsetzen ihre Lobreden auf die bilateralen Verträge mit Warnungen, es werde in der Schweiz an Fachkräften fehlen, wenn die Zuwanderung aus der EU nicht mehr unbegrenzt möglich sei. Die Suche nach hochqualifiziertem Personal werde noch schwieriger, Firmen würden in ihrer Entwicklung abgewürgt. Wenn dann aber die Bläschen an der Oberfläche auftauchen, macht es «pfft», und es ist nichts mehr da.

Was ist hohl am Mangel-Argument? Erstens zählen bei weitem nicht alle Einwanderer zu den vielzitierten Fachkräften, nur etwa ein Fünftel gilt als hochqualifiziert. Zweitens werden die Zugezogenen oft gar nicht so dringend gebraucht, wenn sie da sind. Die Arbeitslosenquote unter den Ausländern ist etwa doppelt so hoch wie unter den Schweizern. Dahinter steht die Praxis, dass günstig rekrutierte Zuzüger, die sich nach ein paar Wochen in der Firma nicht bewähren, entlassen werden und dann in den Kreislauf von Stellensuche, Arbeitslosigkeit und Sozialversicherungen gelangen.

Drittens kann es in einem Markt keinen hartnäckigen Mangel geben, wenn Angebot und Nachfrage einigermaßen spielen. Oft sind Leute bestimmter Berufe einfach weitherum gesucht, weil diese günstig zu haben sind. Dass die Schweiz im internationalen Vergleich eine

ziemlich niedrige Arbeitsproduktivität hat, hängt mit billigen Rekrutierungskosten zusammen. Das verführt zu Bequemlichkeit, es gibt zu wenig Druck, die Leute effizienter einzusetzen und so ihr Einkommen zu heben. Solche Trägheit via Politik zu zementieren, führt zu einer Verschwendung von Talenten in der Schweizer Wirtschaft. Chronischer Arbeitskräftemangel, zu wenig Leute, das waren doch die Themen, über die man in Zentralverwaltungen wie der DDR immer klagte.

Weltmeister Syngenta

Fast heimlich ist der Pflanzenschutz- und Saatgutkonzern Syngenta zum Weltmarktführer geworden, der abseits von Glamour und Publizität weltweit täglich zur Nahrungsmittelproduktion beiträgt. In den drei Jahren seit dem Wegzug von der Börse und dem Übergang an die chinesische Chem China hat sich das in Basel ansässige Unternehmen von Umsatz und Stellen her etwa verdoppelt, massgeblich kürzlich durch den Zukauf der chinesisch-israelischen Adama und des Agrarteils von Sinochem. Fast 50 000 Mitarbeiter umfasst die Belegschaft, und die Rechnung fürs erste Semester 2020 zeigt Wachstum und hohe Ertragskraft. Man kann sagen: Landwirtschaft braucht es immer, die Menschen wollen essen.

Aber in reichen Ländern sieht es anders aus, die Leute wollen auch absolute Reinlichkeit. Seit einiger Zeit läuft in der Schweiz eine öffentliche Kampagne gegen die Agrochemie. Während das Wirtschaftsdepartement der landwirtschaftlichen Produktion einigen Spielraum lassen möchte, strebt das Umweltdepartement

in Koalition mit Umweltorganisationen quasi eine Nullemissionswelt an. Als Mittel dienen auch amtliche Publikationen, die ein düsteres Bild von der Qualität des Schweizer Trinkwassers vermitteln sollen, mit dem Vorwurf, der Pflanzenschutz bringe viel Schaden. Syngenta ist in juristischem Streit mit dem Bund.

Aber was draussen in der Welt läuft, ist viel wichtiger für die Einschätzung des Unternehmens. Als Syngenta im Jahr 2000 als Abspaltung vom Pharmakonzern Novartis als Agrarchemie-Spezialist an den Start ging, war auch wenig Glanz und Prestige dabei. In der Zeit bis 2017 zog Syngenta an der Börse jedoch die Investoren so magisch an, dass der Marktwert viel stärker zulegte als beim gesellschaftlich angesehenen Pharmariesen Novartis.

Krisengewinner

Jan-Egbert Sturm, Chef der Konjunkturforschungsstelle KOF an der ETH Zürich, hat in einem *Sonntagsblick*-Interview zur Finanzierung der Staatsausgaben eine Besteuerung von Corona-Krisengewinnern zur Sprache gebracht, etwa von Lebensmittelhändlern, Onlineshops oder Pharmaunternehmen. Auf die Frage, ob das nicht unfair sei, meinte Sturm, dass zu einem grossen Teil ja der Zufall entschieden habe, wer auf höhere Gewinne kam. Denkt man den Ansatz weiter, wären auch andere zufällige Gewinne zu besteuern. Etwa Menschen mit hoher Intelligenz oder mit schönem Aussehen, beides bringt ja Einkommensvorteile. Und wenn man es genau bedenkt, müssten auch jene, dies es so getroffen haben, dass sie beim Staat arbeiten, mehr zahlen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Das neue Sachbuch
von Thilo Sarrazin
auf dem Prüfstand.
Stephen Smith, Seite 56



Illusion der Unvergänglichkeit.

Ferdinand Hodler, Mutter und Kind (1887) — Wahrscheinlich malte Hodler (1853–1918) so verzweifelt lebendige Landschaftsbilder, weil dort, in diesen gebirgigen Sphären des Niemandslandes, auch des Seins, er für Momente Zuflucht fand in einer Welt, die der Vergänglichkeit zu widerstehen schien.

Menschen starben ihm so unvermittelt weg, wie dicker, dichter Schnee im Frühling schmilzt: seine Eltern, als er ein kleiner Junge war, seine fünf Brüder beinahe Jahr für Jahr einer, und sein einziger Sohn, Hector, starb mit 33 Jahren – alle an Schwindsucht –, aber da war er selbst schon in jenen Gefilden jenseits der Ränder der Erde,

wo in dämmernder Ewigkeit Seelen vor sich hinplätschern.

Blau war seine Lieblingsfarbe, und Blau steht für Harmonie und Unendlichkeit, für Sehnsucht und auch Klarheit. Das Blau seines Lebens konnte er nur malen, und es war Landschaften sowie Frauen, die schön waren wie Landschaften, vorbehalten; der Unsterblichkeit und den Trägerinnen neuen Lebens. Eine seiner Mätressen und Modelle, Augustine Dupin, brachte 1887 einen Sohn zur Welt, seinen Sohn, er aber war anderweitig verheiratet oder verliebt und beschäftigt sowieso, und so malte er Hector und Augustine, wie um die zerrinnende Zeit festzuhalten. Au-

gustine kleidete er erst auf dem Sterbebett in ein gemaltes blaues Kleid. Gelegentlich haben Männer die falschen Bilder im Kopf und tummeln sich in weltabgeschiedenen Traumlandschaften, die sie für das wahre Leben halten, den Nukleus ihrer Existenz. Sie rasen in und mit sich selbst am Wesentlichen der Zeit vorbei. Später bereuen sie, aber dann ist es, meist zumindest, zu spät.

Zwei Wochen – 336 Stunden. So wenig Zeit nur darf ein Vater, wenn überhaupt, von der Last des Verkaufs seiner Arbeitskraft befreit, für ein neugeborenes Kind da sein. Und für die Mutter und für sich selbst. Dies ist das Bild eines Landes, das kein Blau kennt. *Michael Bahnerth*

Kopf statt Körper

Der Vorsokratiker Xenophanes war ein kritischer Aufklärer und kühner Tabubrecher. In einem Gedicht wagte er einen Frontalangriff gegen die Olympischen Spiele.

Kurt Steinmann

Xenophanes: Fragmente. Altgriechisch und Deutsch. Sammlung Tusculum. De Gruyter, 2014. 204 S., Fr. 59.90

Vom gesamten Werk des Dichters, Philosophen und Theologen Xenophanes (ca. 570–470 v. Chr.) sind nicht mehr als 34 Fragmente auf uns gekommen. Die wenigen Proben seines Schaffens verraten einen erstaunlich selbständigen Kopf, einen überaus kritischen und originellen Geist, einen Denker, der die selbstverständlichen Vorstellungen, Theorien und Bräuche seiner ihn umgebenden Welt einer zweifelnden Prüfung unterzog, sie oft verwarf und ihnen neue, ungewohnte Meinungen entgegensetzte.

Xenophanes war ein wirklicher Intellektueller, der das *intellegere*, das unterscheidende geistige Durchdringen, ernst nahm, ein Tabubrecher, der auch Unantastbares nicht unantastet liess, ein Unorthodoxer, der die angeblich «richtige Meinung» als Trug entlarvte.

Die radikale Kritik an überkommenen Wertvorstellungen verschonte auch ein Monument griechischer Selbstdarstellung nicht. Für die

Griechen waren die seit 776 v. Chr. gefeierten Olympischen Spiele sakrosankt. Im folgenden Fragment wagt nun der unkonventionelle Aufklärer den Frontalangriff gegen die panhellenischen Spiele (Fragment 2):

Wo Männerkraft sich misst

Nun denn, wenn einer mit der Schnelligkeit der Füsse einen Sieg erränge

oder als Fünfkämpfer, dort wo der heilige Bezirk des Zeus sich erstreckt an den Fluten des Pises in Olympia, oder als Ringer

oder auch, weil er die schmerzhafteste Kunst des Boxens beherrscht oder den schrecklichen Wettkampf, den man Pankration nennt: 5

Für seine Mitbürger wäre er ruhmreicher anzusehen, und einen weithin sichtbaren Ehrensitz bei den Veranstaltungen erhielte er,

und Speisung gäbe es aus öffentlichen Geldern, gestiftet von der Stadt, und ein Geschenk, das ihm ein wahrer Schatz wäre;

oder auch, wenn er nur mit seinen Pferden siegte, würde er das alles erlangen 10 und verdient es doch nicht so wie ich! Denn besser als rohe Körperkraft

von Männern und Pferden ist mein Wissen und Können.

Nein, ganz willkürlich ist dieser Brauch, und es ist unrecht,

Kraft höher zu werten als das wirksame Wissen.

Denn mag auch einer tüchtig sein im Volk als Boxer 15

oder als Fünfkämpfer oder im Ringkampf, oder selbst durch Schnelligkeit der Füsse, was das höchste Ansehen genießt,

wo Männerkraft sich im Wettkampf misst, so stünde es deshalb um die Ordnung der Stadt nicht besser als vorher;

nur klein wäre die Freude, die die Stadt davon hätte, 20

wenn einer im Wettkampf siegte an den Ufern des Pises:

denn dies macht die Vorratskammern der Stadt nicht fett.

Provozierend bis abstrus

Das Gedicht – Xenophanes schreibt in Versen – zeigt eine deutliche Zweiteilung: Die Verse 1–12 schildern und kritisieren einen bestehenden Zustand, die Verse 13–22 begründen die Kritik. Der Autor geht in seinem Gedankengang listig vor: Recht gründlich entfaltet er die einzelnen olympischen Sportarten; er spricht dann von den reichen Ehrungen, die den Sieger erwarten – um dann in einer überraschenden Volte genau in der Mitte der Elegie den Hörer oder Leser erkennen zu lassen, dass alles bisher Gesagte

Leistungen für die Öffentlichkeit erbringt der Athlet nicht im mindesten.

nicht rühmend gemeint war, sondern in Wahrheit nur aufgezählt wurde, um anschliessend verworfen zu werden.

Dem olympischen Sport, reduziert auf «Kraft», wird als bessere Möglichkeit das «Wissen und Können» des Dichters vorgezogen, der körperlichen Kraft in Armen und Beinen, Werten der Adelsethik, wird die Stärke des Kopfes gegenübergestellt – Hauptkapital des Bürgers, der sich der Leistungsfähigkeit seiner Ratio bewusst geworden ist. Die alte Wertordnung wird abgelehnt, sie ist sinnentleert, willkürlich geltende Konvention. Es gibt keinen Grund für die gewohnheitsmässige Hochschätzung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit. Aber warum?

Laut Xenophanes sind Leistungen für die Öffentlichkeit der allein annehmbare Grund für öffentliche Anerkennung, und die erbringt der Athlet nicht im mindesten. Die innere Ordnung der Stadt wird durch einen Wettkampfsieg nicht verbessert, ihr Wohlstand wird nicht gefördert, und auch die Siegesfreude währt nur kurz. Dagegen behauptet der Dichter implizit, ohne seinen Anspruch zu rechtfertigen, mit seiner kritischen Dichtung für die Gemeinschaft





Unorthodoxer Denker: Xenophanes auf einem Stich aus dem 17. Jahrhundert.

gerade das zu leisten, was bei den Sportlern vermisst wird: Förderung des öffentlichen Wohlergehens in rechtlicher und materieller Hinsicht.

Eine Frage des Prestiges

In einer Zeit, da der Spitzensport durch die Verbreitung in den Medien wie noch nie in der Geschichte die Massen in Bann zieht, wirken die Thesen dieses Aufklärers provozierend bis abstrus. Tatsächlich? Enthalten sie nicht einen Wahrheitskern, der gerade heute in dieser Krisenzeit zum Umdenken anregen sollte?

Vier Thesen hat Xenophanes aufgestellt:

1. Ein Olympiasieger kann mit öffentlicher Ehrung rechnen (Verse 1–10). Ein Olympiasieger brachte schon damals auch materiellen Gewinn ein. Solon setzte die für einen Olympioniken auszubehende Summe auf 500 Drachmen fest, was dem Wert von hundert Rindern entsprach. Die heute von der Industrie und der Werbung den Spitzenathleten zufließenden Gelder sind natürlich ungleich höher. Vielleicht sollte man diesen Anreiz den potenziellen Anwärtern auf Frühinvalidität auch gönnen. Gemessen an der Sinnhaftigkeit der ausgezeichneten Tätigkeit,

sind aber die ausbezahlten Beträge lächerlich hoch. Von den Gagenexzessen von Profifussballern wollen wir erst gar nicht reden (Ronaldo, Messi).

2. Er verdient das jedoch weniger als ich; denn meine Weisheit ist mehr wert (Verse 11–12). Wäre man bössartig, könnte man Xenophanes' Tadel und Anspruch als Reaktion eines frustrierten Dichterlings erklären, der nicht einmal zu sagen weiss, worin *sein* Beitrag für die Polis besteht. Aber vielleicht erkannte er, dass der Bereich gesetzlicher und sozialer Ordnung

Ein Olympiasieg brachte 500 Drachmen ein, was dem Wert von hundert Rindern entsprach.

durch den olympischen Spitzensport nicht im gleichen Mass gefördert wurde wie durch seine Gedichte, die er auf seinen ruhelosen Reisen selbst vortrug. Und er nahm ein ärgerliches Gefälle seines Sozialprestiges und Einkommens gegenüber den Spitzenathleten wahr.

3. Die unterschiedliche Wertschätzung in der Öffentlichkeit ist ungerechtfertigt (Verse 13–14). Auch bei uns muss die Dominanz des Spitzensports in den Medien zum Widerspruch reizen. Die Montagsausgaben der Tageszeitungen sind halbe Sportblätter. Verwunderlich ist dies nicht. Die Überschätzung der sportlichen Spitzenleistung ist ein zuverlässiger Indikator für die geltende Werteskala unserer Gesellschaft, in der das Schnelllebige und Sinnarme zuoberst stehen.

4. Denn der siegreiche Sportler fördert das allgemeine Wohl nicht (Verse 15–22). Hier irrt Xenophanes – bezogen auf heute, zumindest, was das Materielle betrifft: Spitzensportler fördern in der Werbung den Absatz von Produkten, und es soll ja Millionen von Menschen geben, die ihr Kaufverhalten nach den Empfehlungen solcher Stars ausrichten.

Xenophanes liess nur solche Bestrebungen gelten, durch welche die Ordnung und Wohlfahrt der Gemeinde wirklich gefördert wurden. Der nationale Sport mit seinen Ehren galt ihm als willkürlich leeres Spiel. Zu bedenken ist, ob bei uns durch das Vergeuden von Zeit mit dem übertriebenen Konsumieren von Übertragungen ewiggleicher Sportrituale nicht sinnvolles Tun verhindert wird. Aber einzuräumen ist auch, dass Mitfiebern und Mitleiden (durch «Furcht und Mitleid» zur aristotelischen Katharsis) den Zuschauenden zuverlässige Gelegenheit zum Aggressionsabbau bietet. Fussballspiele dienen der Psychohygiene.

Übersetzung des Fragments 2 von Xenophanes:
Kurt Steinmann.

Gutgemeinte Verbiegungen

Daniela Niederberger

Bernd Ahrbeck: Was Erziehung heute leisten kann. Pädagogik jenseits von Illusionen. Kohlhammer, 2019. 216 S., Fr. 37.90

Jürgen Kaube: Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder? Rowohlt, 2019. 336 S., Fr. 31.90

Früher war klar, was Sache war und wer das Sagen hatte. Das Sagen hatten Eltern und Lehrer. Ein Behinderter war ein «Möngi» oder Schlimmeres, Schwule und Lesben durfte es nicht geben. Niemand wünscht sich diese Zeit zurück – sie ist auch längst vorbei. Heute sind wir frei. Zu frei?

Der deutsche Psychiatrieprofessor Bernd Ahrbeck warnt in seinem Buch «Was Erziehung heute leisten kann», dass es für Kinder schädlich sei, wenn Eltern eine «Erziehungshemmung» hätten, dass es für Behinderte beschämend sei, wenn es – im Sinne von «Wir sind alle gleich» – ein «Benennungsverbot» gebe für das, was sie sind. In der Schule werden Kinder und Jugendliche immer mehr sich selbst überlassen und mit einer neuen «Sexualpädagogik der Vielfalt» bedrängt.

Papa ist der coole Kumpel

Natürlich ist auch Ahrbeck froh, dass der «Befehlshausalt früherer Tage» verschwunden ist und Kinder mit ihren Interessen ernst genommen werden. Doch: «Kinder werden mit Selbständigkeitserwartungen überfrachtet und zu sehr auf sich selbst zurückgeworfen.» Es finde eine «idealisierende Überhöhung kindlicher Selbständigkeit und Eigenverantwortung» statt. Aus lauter Angst, der Nachwuchs könne Schaden nehmen, wenn er mit Begrenzungen konfrontiert ist, nähmen Eltern ihre Erziehungsaufgabe nicht wahr, so der Psychiater. Zum Nachteil der Kinder. Denn diese brauchten «konturierte Bezugspersonen», die ermutigend seien, aber auch strukturierend und begrenzend, an denen sich die Kinder reiben könnten. Oft ist es gerade ein Nein, das Entwicklungen vorantreibt.

Es reicht nicht, wenn der Papa der coole Kumpel ist. Denn mit dem lernt das Kind ganz Wichtiges nicht: bei Frust nicht auszuflippen, seine Affekte zu kontrollieren, nicht alles sofort haben zu müssen. «Mit der frühkindlichen Erwartung, unablässig im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen und nur den eigenen Bedürfnissen folgen zu können, lässt sich kein gutes und erfolgreiches Leben führen.» Immer mehr Jugendliche leiden unter Angsterkrankungen. Ahrbeck sieht einen Zusammenhang zum heutigen Erziehungsstil.

«Angst breitet sich aus, wenn haltende Kräfte schwinden, Bindungen nicht mehr so stark sind, wie benötigt.»

Auch die Schule will Begrenzungen abschaffen. Korrigiert wird in der Primarschule kaum mehr, Drill und Üben sind passé, dafür sollen die Kinder aus sich heraus schöpfen. Wettbewerb wird kritisch gesehen, weil Vergleiche schädigend seien, vor allem für die Leistungsschwachen. Erst wenn die Kategorie des schlechten Schülers getilgt sei, könne eine humane Anerkennung gelingen, frei von Diskriminierung, so die Theoretiker dieser Schule ohne Zwänge. Der Individualität wird höchste Bedeutung ein-

Ahrbeck warnt, man missachte elementare Bedürfnisse der Kinder. Sie wollen sich messen.

geräumt, niemand soll benachteiligt sein oder sich so fühlen, Kränkungen (etwa durch Noten) soll es keine mehr geben.

Mag sein, dass in Deutschland die neue Schule radikaler gedacht wird als hierzulande. Doch viele dieser Ideen werden auch bei uns von den Pädagogischen Hochschulen begeistert aufgenommen. Das «Selbstorganisierte Lernen» breitet sich aus wie ein Virus. Jeder Schüler und jede Schülerin arbeitet an etwas Eigenem.



Für manches Kind die pure Überforderung: Selbstorganisiertes Lernen.

Der deutsche Bildungsexperte Jürgen Kaube spricht von Schülern, «die im Klassenzimmer fast wie Autodidakten agieren, denen ab und an ein freundlicher Beobachter assistiert.»

Ahrbeck warnt, damit missachte man elementare Bedürfnisse der Kinder. Sie wollen sich messen. «Kinder können ihre Leistungspotenziale nicht frei ausschöpfen, wenn sie Angst haben müssen, sich schuldig zu machen, indem sie andere überflügeln.» Den grössten Schaden dabei erlitten begabte Schülerinnen und Schüler aus sozial weniger privilegierten Elternhäusern. «Ihnen wird ein entscheidendes Emanzipationsmittel genommen, das wohl wichtigste, das sie haben.»

Überhaupt: «Wissen und Denken entwickeln sich nur, wenn zielgerichtet darauf hingearbeitet wird, ausdauernd und geduldig», so Ahrbeck. Das ist mühsam. Von allein macht das kein Kind. Und woher soll es überhaupt wissen, was es später brauchen wird? Die so toll klingende Selbstorganisation ist die pure Überforderung. Es sei eine folgenschwere Annahme, man brauche bloss Kompetenzen zu lernen, womöglich noch «spielerisch», statt konkreter Inhalte. «Man wird nicht unabhängig dadurch, dass man allein gelassen wird», so Kaube. Wenn der Dialog mit dem Lehrer in den Hintergrund trete, «wird eine tiefere Reflexionsfähigkeit behindert»,



Der Mann nebenan

Oliver vom Hove

Anne Tyler: Der Sinn des Ganzen. Aus dem Amerikanischen von Michaela Grabinger. Kein & Aber. 224 S., Fr. 29.80

Es gehört zum schwierigsten in der Literatur, einen ganz gewöhnlichen Menschen zu beschreiben. Schon Flaubert wusste das – und schuf Charles, den wunderbar farblosen Ausbund von gutmütigem Ehemann der Emma Bovary.

Ganz so erhaben über eintönige Schlichtheit ist der Protagonist Micah Mortimer in Anne Tylers Roman «Der Sinn des Ganzen» zwar nicht. Doch auch er huscht durchs Leben wie ein Schatten seiner selbst: unaufgeregt, freundlich, selbstlos.

Durch sein Leben bewegt sich der Computerfachmann im ersten Gang angelegt, stets bremsbereit: ein Einzelgänger und Eigenbrötler, der sich und sein abgeschottetes Dasein offenbar nie in Frage stellt. «Ich bin wohl ziemlich berechenbar», sagt er selbst über sich.

Der 40-jährige Micah Mortimer ist, nachdem er einmal im Angestelltenverhältnis Schiffbruch erlitten hat, seit langem selbständig. Als fahrender Reparaturhändler besucht er Kunden, die seine Hilfe bei Mängeln von Compu-

schreibt Ahrbeck. Denn: «In intensiven, ausgedehnten und gehaltvollen Begegnungen mit dem Lehrer lernen die Kinder am meisten.» Das zeigt die internationale Vergleichsstudie des Bildungsforschers John Hattie. All die modernen Konzepte liegen punkto Lernerfolg weit hinten auf der Wirksamkeitsskala. Zuoberst stehen die Lehrerin und der Lehrer.

«Wir sind alle behindert»

Wenn niemand mehr durch Vergleiche gekränkt werden darf, fällt natürlich das Augenmerk auf die Behinderten. Die Grenzen zwischen Behinderung und Nichtbehinderung sollen zerfließen. Seit einigen Jahren ist in der Sonderpädagogik die sogenannte Inklusion oberstes Gebot. Behinderte Kinder werden in normalen Klassen unterrichtet.

Jeder Mensch sei irgendwie besonders, wird gerne gesagt, man hört gefällige Formeln wie «Wir sind alle behindert». Bei so viel Individualität sei es zwingend, dass alle einordnenden Begriffe entsorgt würden, so Ahrbeck. Für ihn ist klar, dass die gutgemeinten Verbiegungen nichts Gutes sind. Behinderte wissen genau, wer sie sind und dass ihnen manches schwerer fällt. Die Eltern wissen es, alle. «Es kann für sie sehr beschämend sein, wenn sie bemerken, dass ihr Zustand nicht mehr benannt werden darf.»

Vor nichts hat Micah mehr Angst als vor dem Chaos, vor häuslicher Unordnung.

tern, Modems, Kabelanschlüssen benötigen. Das Firmenschild «Tech-Eremit» leuchtet vom Dach seines kleinen Wagens, mit dem er auf Anruf zu Klienten in seiner Heimatstadt Baltimore unterwegs ist. Ein bescheidenes Einzelunternehmen, das er durch den Nebenjob als Hausmeister in seiner Wohnanlage zu ergänzen sucht. Dabei kommt ihm sein Hang zu Pünktlichkeit und penibler Sauberkeit sehr entgegen.

Vor nichts hat Micah mehr Angst als vor dem Chaos, vor häuslicher Unordnung wie auch vor Irritationen in seinem Lebensalltag. Und ausgerechnet bei diesem Kontrollsüchtigen zieht schlagartig die Veränderung ein.

Zuerst will seine Freundin Cass, mit der er eine Beziehung auf Distanz unterhält, mit Gelegenheitstreffen in getrennten Wohnverhältnissen, plötzlich bei ihm einziehen: Ihr droht die Kündigung, weil sie das Haustierverbot missachtet hat. Und dann schneit noch am selben Tag ein junger Mann bei Micah herein, der behauptet, sein Sohn zu sein. Beides vermag der ängstliche Einzelkämpfer Micah ab-

zuwehren: Dem Jungen kann er klarmachen, dass er schon aus rechnerischen Gründen nicht sein Vater sein kann, abgesehen davon, dass er dessen Mutter, seiner Jugendliebe, körperlich niemals zu nahe kam.

Und auch das Ansinnen von Cass weiss er abzuwehren: eine Gemeinsamkeit unter demselben Dach kommt für ihn nicht in Frage. «Wenn Micah aus seinen früheren Beziehungen eine Erkenntnis gewonnen hatte, dann die, dass es unschön wurde, wenn man Tag und Nacht mit einer Frau zusammenlebte», kommentiert die Erzählerin. Wobei das mit den früheren Beziehungen nie so weit her war.

Zuletzt dämmert dem scheuen Single dann doch, dass ein Leben auf emotionaler Sparflamme nicht so bekömmlich sein mag. Ungewiss bleibt, ob sich sein Wunsch nach Veränderung erfüllen wird.

Die 64-jährige Autorin Anne Tyler ist Spezialistin für komplizierte Lebensentwürfe im immer bedrohlicher absinkenden amerikanischen Mittelstand. Die Verlorenheit des Menschen in den Bildern Edward Hoppers – hier wird sie, mit viel Empathie und stilistischem Fingerspitzengefühl, in ein sinnfälliges Einzelgänger-Porträt des gegenwärtigen US-Lebensstils umgesetzt. Ein kleines Meisterstück.

Klüber werden ab CHF **12.90** pro Monat!

Licht an in der Birne!

Einzigartig freiheitlich seit 1921
schweizermonat.ch/abo

schweizer monat
SEIT 1921
Die Autoren- und Debattenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur.

Sarrazins neuer Limes

Stephen Smith

Thilo Sarrazin: Der Staat an seinen Grenzen.
Über Wirkung von Einwanderung in Geschichte
und Gegenwart. Langen-Müller. 480 S., Fr. 37.90

Querdenker sind für die Demokratie, was die Rotschnabel-Madenhacker für das Nashorn. Man sollte für solch spitzgeschnäbelte Weggefährten dankbar sein, weil die kleinen Wunden, die sie zufügen, grösseres Übel vermeiden können. Aber Thilo Sarrazin macht das einem nicht leicht. Seit er vor zehn Jahren mit «Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen» das meistverkaufte Sachbuch seit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht hat, hackt er ins rohe Fleisch. Der Titel seines Millionensellers war nahezu prophetisch – fünf Jahre vor Merkels ambivalentem Hauruck «Wir schaffen das» (Was denn eigentlich? Und warum?).

Nicht nur Raubzüge und Völkermorde

Auch der Titel «Der Staat an seinen Grenzen» trifft ins Schwarze. (Wer hat nicht den Eindruck, dass der alte Nationalstaat in der neuen, globalisierten Welt an seine Grenzen stösst?) Aber leider sind die hier angeführten Argumente eher wie der Untertitel «Über Wirkung von Einwanderung in Geschichte und Gegenwart»: etwas mühsam und, was schwerer wiegt, nicht standfest. Die ersten 140 Seiten seiner neuen Streitschrift sind, in Sarrazins eigenen Worten, «ein Parforceritt durch die Menschheitsgeschichte», den er seinen Lesern «zumutet» – von Tacitus und dem Hadrianswall über die Katalaunischen Felder bis zu den Janitscharen und der Ming-Dynastie, via Mongolensturm, Schlacht von Tours und Poitiers und Suleiman den Prächtigen.

Was soll dieses Destillat aus mehrbändigen Weltgeschichten, dem «Lexikon der untergegangenen Völker» und Wikipedia-Artikeln belegen? Drei Behauptungen: dass «Einwanderungsströme» die historische Ausnahme und «lange Phasen relativer Ruhe und getrennter Entwicklung, die oft viele Jahrhunderte oder gar Jahrtausende währten» die geschichtliche Regel sind; dass Migration «nahezu ausschliesslich den Einwanderern selbst nutzt», insofern sie die ansässige Bevölkerung «verdrängen», wenn nicht «ausrotten»; und schliesslich, dass «in der weitaus grössten Zahl der Fälle in der Menschheitsgeschichte Einwanderung und militärische Eroberung Hand in Hand gingen».

Ich bin Afrikanist und lebe in den Vereinigten Staaten. Wenn ich die Bantu-Wanderungen als ein mir vertrautes Beispiel zur



Tabuisierte Meinungen: Gegenwartsdenker Sarrazin.

Probe aufs Exempel benutze, dann passt die 3000-jährige Verbreitung von Menschen mit verwandten Sprachen südlich der Sahara nicht in Sarrazins Geschichtsbild. Zwar wurde der Subkontinent ohne Zweifel verwandelt, aber in sehr vielfältiger Weise und nicht durch einen geplanten Raubzug oder gar eine Serie von

***Das «amerikanische Experiment»
bezeugt, dass Einwanderung, Macht
und Wohlstand vereinbar sind.***

Völkermorden. Die Letzteren hat es freilich gegeben, unter anderem in meinem Heimatland, wo Indianer heute in Reservaten leben.

Aber die 43 Millionen Europäer, die zwischen 1850 und 1914 nach Amerika zogen, und vor allem die 10 Millionen Mexikaner, die zwischen 1975 und 2010 legal oder illegal in die USA einwanderten, waren weder Eroberer noch Völkermörder; sie haben die Vereinigten Staaten auch nicht ruiniert. Im Gegenteil. Was immer man von dem «amerikanischen Experiment» halten

mag, es bezeugt, dass Einwanderung, Wohlstand und Macht miteinander vereinbar sind.

Von den 43 Millionen ausgewanderten Europäern ist in Sarrazins 480-Seiten-Buch nicht die Rede. Den gegenwärtigen Armenhäusern der Hoffnung auf ein besseres Leben hält er jedoch vor, dass «man schon gar nicht den eigenen unbewältigten Bevölkerungsüberschuss in fremden Ländern abladen darf». *Quod licet Iovi, non licet bovi* (Was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht erlaubt)? Wird hier mit zweierlei Mass gemessen? Man kann durchaus einsehen, dass das, was gestern möglich war, nicht unbedingt heute noch möglich ist – andernfalls könnten wir zum Beispiel China nicht davon abhalten, die Welt so unbedacht zu verschmutzen, wie es Grossbritannien zu Zeiten der industriellen Revolution tat.

Ein «neuer Limes» für Europa

Aber wenn hier und heute Migration eingeschränkt werden soll, dann kann der gute Grund dafür nicht pauschal «der Islam» oder eine angeborene, unüberwindbare Andersartig-

keit sein. In einer Fussnote erklärt Sarrazin, Menschen liessen sich anhand genetischer Marker typologisch in «Rassen» unterscheiden. Sein ganzes Buch zielt darauf, dass sie auch unterscheidbar, das heisst getrennt, bleiben sollen. Wo ich fachkundig bin, hiess das Apartheid.

Sarrazin plädiert für eine so restriktive Einwanderungspolitik, dass er für Europa einen «neuen Limes» fordert – einen Schutzwall wie den, der den Einfall von Barbaren ins Römische Reich verhindern sollte. Nach seinem Ausschluss aus der SPD, vor einem Monat, ist der frühere Berliner Finanzsenator vermutlich mehr denn je davon überzeugt, dass seine Meinung tabuisiert werde. Schuld daran seien – so seine anderen Buchtitel – «Der neue Tugendterror» (2014), «Wunschdenken» (2016) und die «Feindliche Übernahme» durch islamische Infiltration (2018). Aber Sarrazin grenzt sich selbst aus, zum Beispiel, wenn er sich zuerst von Renaud Camus und dem «verschwörungstheoretischen Ansatz» dessen Buches «Revolte gegen den Grossen Austausch» distanziert, dann aber 150 Seiten später schreibt: «Der teils schleichende, teils gewaltsame Bevölkerungsaustausch ganzer Ethnien und Kulturen in teilweise sehr grossen Regionen ist eine Konstante der gesamten Menschheitsgeschichte.»

Stephen Smith ist Professor für Afrikanistik an der Duke University in Durham, North Carolina. 2018 ist von ihm das Buch «Nach Europa! Das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent» erschienen.

Verschwindet der Fussball?

Peter Hartmann

Hans Ulrich Gumbrecht: *Crowds – Das Stadion als Ritual von Intensität.* Klostermann. 154 S., Fr. 24.90

Hans Ulrich Gumbrecht, der einen Schnauz trägt wie Sandro Mazzola, der einstige Star seines Lieblingsklubs Internazionale Milano (neben der ewigen Jugendliebe Borussia Dortmund), denkt über den Fussball in leeren Stadien nach. Und weil er selber ein professoraler Globetrotter in Literaturgeschichte ist, hat er auch fast allen Fussball dieser Welt gesehen, beispielsweise in der «Bombonera» (Pralinenschachtel) in Buenos Aires, wo ihn der Stadionwächter versehentlich über Nacht einschliesst. Gumbrecht erlebt die Verlorenheit in der entvölkerten Arena, die Kulisse ohne Masse.

Und jetzt, in der Corona-Zeit, hat dieser hoffnungslose Heimwehfussballer die unfreiwillige Musse, über das Spiel ohne Publikum, über Geisterspiele, dieses sterile Flimmertheater, ein «kurzes Buch über volle Stadien» zu schreiben: «Crowds», Massen, ein nost-

algisches philosophisches Dribbling über 153 lockere Seiten. Gumbrechts Essaysammlung verteidigt auch die entdämonisierende, sinnstiftende Facette der Masseneuphorie im Gegensatz zur moralischen Massenverachtung. Den Thesen des Nobelpreisträgers Elias Canetti in «Masse und Macht» – von der finsternen Verführbarkeit des Menschen bis zur Zerstörungssucht – steht er kritisch gegenüber. Wie Gewaltmanipulierbar sind heutige mediale, nicht real versammelte Massen, also «Clouds»? Ausser Ultras?

Die Frage, die Gumbrecht und sein lesendes Publikum mit dem Ausbruch von Corona nun zwangsläufig beschäftigt: Geht es zu Ende? Hat der Fussball fertig, so wie einst die römischen Wagenrennen, die Formel 1 der Antike, nach Jahrhunderten vergessen wurden und der Circus Maximus zum Steinbruch zerfiel?

Dieses erregende Aufgehen als Teil in der Masse, das unerklärliche Erwachen des Schwarmverhaltens, verspürte Gumbrecht, heute 72, erstmals am 12. Februar 1958 in der «Kampfbahn Rote Erde», als Borussia Dortmund im damaligen Europacup gegen die AC Milan 1:1 spielte.

Die Faszination der «Süd», der späteren monumentalen Dortmunder Stehtribünenwand mit ihren Choreografien, hat Gumbrecht, aufgewachsen im Provinzgras der Würzburger Kickers als Arztkind, auch während der Professur in Stanford (von 1989 bis 2018) und mit dem US-Pass in der Tasche (seit 2000) nie losgelassen. Er könne nie an einem Stadion vorbeigehen, ohne hineinzuschauen. Dieses Buch kann niemand beiseitelegen, ohne es zu Ende gelesen zu haben – vielleicht dem Ende des Fussballs.



BIBEL

Reformation und Freiheit

Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, das Volk, das er sich zu eigen machte (1. Petrus 2, 9). Im August 1520 gab Martin Luther eine Schrift «An den christlichen Adel deutscher Nation» heraus. Auf den ersten Seiten zitierte er den obigen Bibelspruch und kritisierte die Mauern, welche die damalige Kirche und Gesellschaft blockierten. Papst, Bischöfe, Priester und Klostervolk bildeten den geistlichen Stand mit dem Anspruch, die Heilige Schrift allein auslegen zu können. Dem setzte Luther die obige Bibelstelle entgegen. Es gebe keine formelle Obrigkeit, die immer recht habe. Die Gemeinschaft brauche zwar Ämter, aber die Amtsträger müssten ihre Entscheidungen in Frage stellen lassen. Schon Jesus fordert im Evangelium, dass die Gemeindeglieder einander zurechtweisen. Luther setzte den Keim für Gleichberechtigung und Demokratie. Zwar dauerte es lange, bis die Saat aufging. Aber der Keim ist schon im Alten Testament, in der katholischen Kirche sowie bei Zwingli und Calvin zu finden. Religiöse Hintergründe prägen vordergründige Gesellschaftssysteme.

Das zeigt sich auch in umgekehrter Richtung. Seit 1972 sank die Zahl der Diktaturen weltweit von 62 auf 47, obwohl 50 neue Länder hinzukamen. Betrachtet man die muslimischen Länder gesondert, zeigt sich ein gegenteiliger Trend: Waren in den 1970er Jahren von 36 Ländern vier Demokratien, sind es heute von 47 Ländern bloss zwei, nämlich Tunesien und Senegal. Der Religionssoziologe Ruud Koopmans belegt, dass Länder mit gemeinsamer Vergangenheit wie Indien, Pakistan und Bangladesch sich entlang der Religionsgrenzen unterscheiden: Repression und Intoleranz prägen die islamischen Länder Pakistan und Bangladesch, während Indien die Freiheit ausbaut, ohne ein Idealfall zu sein. Religionen prägen die Länder und Kulturen. Mancherorts würde eine Reformation die überfällige Befreiung ermöglichen.

Peter Ruch

Ein höllischer Kampf

«Fortnite» zählt zu den beliebtesten Videospiele der Welt. Nun suchen dessen Entwickler die Konfrontation mit den Tech-Giganten Apple und Google.

Marc Bodmer



350 Millionen Fans: Shooter-Game «Fortnite».

Fortnite: Computerspiel von Darren Sugg, Epic Games

Es klingt wie ein Videospiel: Der zwar clevere, aber doch eher schwächliche Held sieht sich zwei übermächtigen Monstern gegenüber, die mit einem Fingerschnippen schon ganz andere Widersacher weggeputzt haben. Doch während Computergames im Verlauf des Spiels die Herausforderungen stellen, hat sich die Firma Epic Games diese aus freien Stücken gesucht: Mitte August haben die Macher des beliebten Baller-Games «Fortnite», das weltweit von 350 Millionen Nutzern gespielt wird, Apple und Google den Krieg erklärt.

Wie kommt ein Game-Entwickler dazu, zwei der grössten Firmen der Welt vor den Richter zu ziehen?

Natürlich geht es um Geld. Viel Geld. Werfen wir einen Blick zurück. Im Jahr 2008, einen Monat nach Eröffnung des App-Stores für Apples iPhone, zeigte sich Steve Jobs in einem Interview mit dem *Wall Street Journal* überrascht vom Erfolg der neuen Dienstleistung: «60 Millionen heruntergeladene Apps in den ersten 30 Tagen, so etwas hat die Mobiltelefonie noch nie gesehen. Und ehrlich gesagt die Computerindustrie auch nicht.»

Eine Studie des Beratungsunternehmens Analysis Group, die mit Unterstützung von Apple entstand, bezifferte den Umsatz mit digitalen Gütern und Dienstleistungen des App-Stores 2019 auf über 60 Milliarden Dollar.

Als Steve Jobs den App-Store vorstellte, wurde auch Apples Umsatzbeteiligung bekannt: Von jeder Transaktion im App-Store erhält Apple 30 Prozent. Gleich sieht es bei Googles Play Store

aus. Auch hier müssen Game-Studios knapp einen Drittel des Verkaufspreises ihres Titels und der In-App-Käufe, die Verbesserungen in Computerspielen ermöglichen und weitere Inhalte liefern, an Google abtreten.

Milliardenumsatz mit Gratisspiel

Um diese Beteiligung geht es im Streit und darum, dass an Apples App-Store kein Weg vorbeiführt, wenn man ein Game auf die über 1,4 Milliarden aktiven iPhones und iPads bringen will. Weniger eng sieht es bei Google aus. Es gibt die Möglichkeit anderer Bezugsquellen, doch Google warnt vor solchen Abwegen und blockiert sie nach Möglichkeit. Das Fachmagazin *Polygon* schätzt, dass Apple 2019 fast 14 Milliarden Dollar mit Umsatzbeteiligungen eingestrichen hat, während sie bei Google bei rund 5,5 Milliarden liegen dürften.

Epic Games' Gratispiel «Fortnite» machte mit dem Verkauf von Abos, die Vorteile im Spiel gewähren, dekorativen Elementen wie feschten Kostümen 2018 einen Umsatz von 2,4 Milliarden und 2019 von 1,8 Milliarden Dollar. Um nicht länger die Kommissionen an Apple abtreten zu müssen, setzte sich das Studio frech über den Vertrag mit Apple hinweg und bot die «Fortnite»-Währung günstiger direkt an. Die Folge: Apple und Google warfen «Fortnite» aus ihren Online-Angeboten. Darüber hinaus drohte Apple, Epic Games aus dem Entwicklerprogramm zu verbannen, was viele unbeteiligte Game-Designer betroffen hätte, die mit Epics Unreal-Software arbeiten.

Mit dem «Fortnite»-Rauswurf hatte der Epic-Games-CEO Tim Sweeney offensichtlich gerechnet; er reichte Klage gegen die beiden Tech-Giganten ein, weil diese mit ihren Monopolstellungen keinen Wettbewerb auf dem Mobile-Markt zulassen würden. Die Drohung Apples, Epic Games aus dem Entwicklerprogramm zu werfen, wurde Ende August wahr gemacht und verunmöglicht Updates in «Fortnite». Mit einer einstweiligen Verfügung wurde aber eine Sperrung der Tochtergesellschaft Epic International gestoppt, die sich um das Programm Unreal kümmert.

Grösser als die Filmindustrie

Mit der Kritik an Apple und Google steht Epic Games nicht allein. Im März 2019 klagte der schwedische Online-Musikanbieter Spotify bei der EU-Kommission gegen Apple wegen kartellrechtlicher Verstösse. Im Juni 2020 eröffnete die EU-Kommission zwei weitere Untersuchungen gegen die 2 Billionen Dollar schwere Firma. Und am 29. Juli mussten der Chef von Alphabet (Muttergesellschaft von Google), Sundar Pichai, Amazon-CEO Jeff Bezos, Apple-CEO Tim Cook und Facebook-Chef Mark Zuckerberg einem Ausschuss des US-Repräsentantenhauses Red und Antwort stehen zur Marktmacht ihrer Firmen. Sweeney wählte den Zeitpunkt für seine Aktion also sehr bewusst.

Tim Sweeney ist denn auch kein Nobody in der Game-Branche. 1991 gründete er in Rockville, Maryland, Epic Megagames und zählt damit zu den Veteranen der rund 50-jährigen Computerspielindustrie. Neben diversen Spielen produziert seine Firma auch das Game-Entwicklerprogramm Unreal, das vielen grafisch aufwendigen Computerspielen zugrunde liegt. Diese zweispurige Geschäftsstrategie hat sich bewährt. Epic Games ist heute über 17 Milliarden Dollar schwer.

Wie das Game-Studio ist auch der Videospielemarkt über die Jahre fett geworden. Während das Kinogeschäft bei rund 42 Milliarden Dollar stagniert und das Film-Business nur dank Home- und Mobile-Entertainment noch zulegt (knapp 59 Milliarden), gelten Videospiele als das am schnellsten wachsende Medium. Vor zehn

Jahren setzte die interaktive Unterhaltungsbranche weltweit 55 Milliarden Dollar um, heute sind es mit 160 Milliarden fast drei Mal mehr. Ein Ende des Trends ist nicht absehbar.

Die Popularität hat verschiedene Gründe. Da ist die augenfällige Entwicklung der Grafik. Wo einst einfarbige Pixelhäufchen über den Bildschirm ruckelten, entfalten sich heute fotorealistisch anmutende fantastische Welten. Doch diese sind nicht nur nett anzuschauen. Der Spieler kann sich darin bewegen, Dinge entdecken, erbauen, zerstören, suchen und sich dabei selber verlieren. Wer in Meisterwerke wie den Spaghetti-Western «Red Dead Redemption 2» einsteigt oder in der jüngst auf Sonys

Gaming ist nicht Männersache. Die Geschlechter halten sich fast die Waage.

Playstation 4 erschienenen Kurosawa-Hommage «Ghost of Tsushima» als Samurai gegen die Mongoleninvasion kämpft, kann nicht anders, als sich an der Schönheit dieser Titel und deren liebevoller Machart zu ergötzen. Dieser Faszination sind weltweit über 2,7 Milliarden Menschen erlegen, und täglich kommen neue dazu.

Natürlich spielen längst nicht alle solche Epen, sondern geben sich simplen Puzzle-Games, Autorennen oder Fussball hin. Sie steuern Flugzeuge durch Simulationen, beackern Bauernhöfe, schlüpfen in die Haut von Superhelden oder intergalaktischen Marines. Manche fingern sich durch interaktive Romane wie den schrägen «Necrobarista», der in einem Café spielt, in dem Frischverstorbene während 24 Stunden mit ihrem irdischen Dasein abschliessen können. Die Genre-Vielfalt und die Originalität stehen dem Film in nichts nach.

Innovationstreiber sind wie in Hollywood nicht die Mainstream-Produktionen, sondern unabhängige Spieleentwickler, die mit bescheidenen Budgets und viel Herzblut neue Spielmechaniken und -szenarien entwickeln. Hier mischt auch die Schweizer Spieleentwickler-Szene ganz vorne mit. Als Apple im vergangenen Herbst die kuratierte Game-Plattform Arcade vorstellte, waren unter den ersten hundert Titeln drei aus der Schweiz. Kein anderes Land wies eine vergleichbare Bilanz auf.

Doch mit dem Wachstum der Spielergemeinde gehen auch demografische Veränderungen einher. In den USA sind bereits 38 Prozent der Spielenden über 50 Jahre alt, während sich das Durchschnittsalter zwischen 35 und 44 Jahren bewegt. Ähnlich sieht es in Deutschland aus. Wer denkt, dass Gaming Männersache ist, täuscht sich übrigens. Die Geschlechter halten sich fast die Waage.

Diese Entwicklungen bringen es mit sich, dass sich die Spiele verändern. Stand bisher der Inhalt im Vordergrund, ist es heute die Ge-

meinschaft. Games tendieren mehr in Richtung soziale Medien mit einem gemeinsamen – spielerischen – Nenner. Praktisch jedes Spiel verfügt über eine Chat-Möglichkeit oder gar einen mündlichen Kommunikationskanal. So lässt sich über das Tagesgeschehen palavern, während man sich gegenseitig durch Häusern ruinen jagt oder in «Minecraft» Monumente baut.

«It's not a game, it's a place»

Wegweisend in diesem Bereich ist wiederum «Fortnite». «Fortnite is not a game, it's a place», titelte das Online-Magazin *Charged* im vergangenen Jahr. Damals kämpften noch 250 Millionen Menschen auf der virtuellen Insel ums Überleben, heute sind es 350 Millionen. Diese gigantische Gamer-Gemeinschaft erlebt im Rahmen von «Fortnite» nicht mehr nur das Spiel, sondern Konzerte von Pop- und Rap-Stars wie Marshmello und Travis Scott oder Filmabende, an denen drei Werke von Christopher Nolan vorgeführt werden. Solche Events werden von Millionen «Fortnite»-Fans verfolgt. Doch damit nicht genug. Den Unterhaltungsjunkies drückte Sweeneys Crew im Juli im Zeichen von «Black Lives Matter» Diskussionsrunden mit schwarzen Prominenten aufs Auge. Die Reaktionen fielen gemischt aus.

«Fortnite» ist eine Ausnahmeerscheinung, und Chef Tim Sweeney scheut sich nicht, dies zu nutzen, um den Games-Markt vorwärtszutreiben. 2018 hat er Sony davon «überzeugt», dass Playstation-Spieler gegen PC- oder Handy-Gamer in «Fortnite» antreten können. Zuvor schlicht eine Undenkbarkeit. Ob er gegen Google und Apple so erfolgreich sein wird mit seinen kartellrechtlichen Klagen, wird sich weisen. Wie auch immer, Sweeney nimmt es sportlich: «Es wird ein höllischer Kampf werden!»

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00-18.30 / Sa 10.00-16.00 Uhr

Film

Der Kinoheld der Stunde

Wolfram Knorr

Le meilleur reste à venir (Frankreich, 2019)

Regie: Matthieu Delaporte und Alexandre de La Patellière. Mit: Fabrice Luchini, Patrick Bruel.

Blosser Zufall, dass der französische Mime Fabrice Luchini in jüngster Zeit auffallend häufig in Filmen der einst grossen Filmnation dominant ist? Oder verkörpert er, der ja nicht zu den grossen Stars gehört, im richtigen Moment die zurzeit herrschende Tristesse des französischen Films im Besonderen und des europäischen im Allgemeinen?

Damit kein Missverständnis entsteht: Fabrice Luchini ist ein exzellenter, mehrfach ausgezeichnete Bühnen- und Leinwandschauspieler, der kraft seiner Präsenz den Stücken und Filmen Glanz verleiht, vor allem in leichtfüssigen Komödien. Nur wirkt er in denen als wandelnder Eskapist, als einer, der sich aus der Zeit stiehlt. In einer immer undurchschaubarer werdenden Welt verständlich – aber warum dabei immer so seltsam verzagt, fast ängstlich, als würde er ständig fragen: Darf ich das?

Lieb, ängstlich, verträumt

Ist das typisch für die derzeitige Lage? Fabrice Luchini, der sich unangestrengt aus zahllosen Nebenrollen ins Zentrum gespielt hat, ähnelt dem zu Unrecht vergessenen Slapstick-Komiker Harry Langdon (1884–1944), der einst sehr erfolgreich war («Tramp, Tramp, Tramp», 1926). Er war der Verträumte mit dem Babyface, schüchtern, ängstlich – aber immer hoffend, die grosse Liebe zu erringen, von der er träumte. Leider war sie nie unter denen, die mit ihm herumschäkerten; und die Wahrheit konnte er ihnen aus Verklemmtheit nie gestehen. Aus dieser Zwangslage filterte er seine Situationskomik.

Luchinis Rollenprofil ist ähnlich, auch so ähnlich wundersam kann er blicken, wenn er etwas wollen will; als müsste er das Wollen erst einen steilen Berg hinaufrollen, ehe er es will. Das ist oft von charmantem Witz, wie in der Komödie «Gemma Boverly» (2014), in der er einen verträumten Konditor spielt, der in der britischen Nachbarin Gemma Boverly eine reale Madame Bovary zu sehen meint und ihr unentwegt nachspioniert, in der Hoffnung, einer Affäre auf die Spur zu kommen.

Auch in «Le mystère Henri Pick» (2019) zweifelt er als Literatur-Detektiv an einer Schimäre. Luchini ist akkurat, ängstlich, Political Correctness prägt sein Gesicht. Nur zögerlich befreit er sich davon, durch Freunde, Nachbarn, Bekannte; dann wagt er den «Seitensprung» und



Seltsam verzagt: Fabrice Luchini in der Komödie «Le meilleur reste à venir».

setzt sich in ein Leben ab, von dem er hofft, dass es aufregend sei. In François Ozons Thriller «Dans la maison» (2012) spielt er einen frustrierten Lehrer, dessen Traum es war, Schriftsteller zu sein. Über dem Aufsatz eines Schülers, der darüber schreibt, wie er sich in die Familie eines Mitschülers einschleicht, erfährt er das, wozu er nie fähig war: über seinen Schatten zu springen. Weil der Schüler das schamlos macht, hüpfert er auch, wenngleich nur ein wenig. Er

Verkörpert Fabrice Luchini die zurzeit herrschende Tristesse des europäischen Films?

wird zum Voyeur, vor allem neugierig auf sich selbst. In «Alice et le maire» (2019) ist er Bürgermeister von Lyon und erhofft sich durch eine junge Beraterin Erfolg für eine neue grosse Karriere. Aber er bleibt lieber im Kaninchenbau.

In der gerade gestarteten Komödie «Le meilleur reste à venir» von Matthieu Delaporte und Alexandre de La Patellière, die mit «Le prénom» (2012) gemeinsam einen enormen Erfolg landeten, wird Luchini als Akademiker Arthur von seinem alten Schulfreund und Pleitier César (Patrick Bruel) heimgesucht, im wörtlichen Sinn: César zieht bei ihm ein und

nutzt auch Arthurs Krankenversicherung, um nach einem Unfall seine Lungen röntgen zu lassen. Das Ergebnis führt zu einer peinlichen Verwechslung: Es ist zwar Césars Lunge mit Krebs im Endstadium, aber da das Röntgen auf Arthurs Versicherung lief, halten die Ärzte (und César) Arthur für den Moribunden; und der wiederum versucht nun, seinem Freund César die Wahrheit zu sagen, aber so tatterig, dass César glaubt, sein Freund wolle nur von sich ablenken. Also bemüht sich César, ihm die letzten Tage zu versüssen, und Arthur findet keinen Weg, César davon abzuhalten.

Radarantenne für Zeitströmungen

Das A und O der Boulevardkomödie ist das Spiel mit Missverständnissen, aber hier sind sie nur quälend ermüdende, redundante Verwechslereien, bar jeder Glaubwürdigkeit. Die aber ist wichtig, sie ist die Piste, auf der die Komödie abhebt. Wahrscheinlich war das den Autoren sogar bewusst, weshalb sie einfach alles in Grund und Boden quasseln, bis eine Dialog-Sumpfrühe übrigbleibt. Man brauchte César nur mal dran zu erinnern, dass er sich röntgen liess, nicht Arthur.

Die Story folgt der üblichen Buddy-Konstellation: Patrick Bruel als aufgequirrte Betriebsnudel und Fabrice Luchini als Gehemmter,



gediegen und gefühlsw weich, der vom Windbeutel César so lange geknetet wird, bis Luchini zu putzigen Bübereien bereit ist. Am Ende ist César der Gelackmeierte und Arthur, nach seinem Ausflug in die Todeszone, wieder ganz der Alte: lieb und gehemmt.

Film ist die ideale Radarantenne für Zeitströmungen. Durchaus denkbar also, dass Fabrice Luchini in seiner verzückten Verzagtheit und seinem neckischen Wagemut tatsächlich den gegenwärtigen Zustand des europäischen Films repräsentiert.

Handyserie

Rausch im Taschenformat

Benjamin Bögli

The Fugitive (USA, 2020)
14-teilige Serie von Nick Santora. Mit Boyd Holbrook, Kiefer Sutherland. Auf dem Handy über die Quibi-App abrufbar

Alter Wein in neuen Schläuchen, sagt man manchmal. Auf «The Fugitive» übertragen, müsste man von kalifornischem Syrah aus

Shotgläsern sprechen. Vierzehn wären es insgesamt. So viele Folgen hat die Serie. Sie dauern jeweils nur sechs bis acht Minuten. Das ist eine Neuheit und kommt vom strauchelnden amerikanischen Unternehmen Quibi, das alle seine Sendungen nur fürs Smartphone produziert. Inhaltlich gleicht die Handyserie «The Fugitive» indes einem Rückfall in die Bronzezeit der Unterhaltung. Richtig, es handelt sich um den Stoff des Erfolgsfilms selben Titels aus dem Jahr 1993 mit Harrison Ford (Dr. Kimble) und Tommy Lee Jones in den Hauptrollen, der wiederum auf die gleichnamige Krimiserie aus den Sechzigern zurückging. Willkommen im August 2020!

Genial ist «The Fugitive» trotzdem. Der enge zeitliche Rahmen zwingt die Macher zur Schnörkellosigkeit, zu Punktlandungen bezüglich Sprache und Handlung. Es geht, ähnlich wie in der Urfassung, darum, dass die Polizei nach einem Anschlag einen Unschuldigen verfolgt, währenddessen dieser dem wahren Täter auf die Spur kommt und versucht, weiteres Unheil zu verhindern. Der Zuschauer verfolgt die Geschehnisse aus den sechs unterschiedlichen Perspektiven des Flüchtenden, der Gattin, der Tochter, der Polizei, einer Reporterin – und des Bösewichts. Familie, Terror, Medien, Justiz – alles drin, und ein bisschen lustig sind die Mini-Episoden auch noch.

Das Interessante und Verblüffendste daran ist, wie dieselbe Dramaturgie einer herkömmlichen rund vierzigminütigen Folge hier auch in wenigen Minuten fast noch besser funktioniert. Die Zeit rast, und die Höhepunkte überschlagen sich regelrecht: ein Rausch, den man als Zuschauer zuletzt vielleicht bei «24» erlebt hat. Jetzt gibt es ihn einfach im Taschenformat und in einer Länge von total gut zwei Stunden.

«The Fugitive» weckt auch deshalb Erinnerungen an die wegweisende Serie von 2001 mit Kiefer Sutherland in der Rolle des wohl letzten wirklich integren Agentenhelden alter Schule, weil derselbe Mann – nun als Haudegen-Sheriff von Los Angeles («Meine Stadt!») – das Zepter führt.

Die Quibi-App, auf der die Folgen zu sehen sind, kann auch in der Schweiz problemlos bedient werden.



„Lange Rede, Kurzer Sinn...“

Klassik

Frisch-fruchtiges Tomatenorchester

Manuel Brug

Bayreuth Baroque: Festival für Barockmusik im Markgräflichen Opernhaus in Bayreuth, vom 3. bis 13. September. Am 6. September findet das Konzert von Il pomo d'oro statt.

Die Revolution fand im Konzertsaal statt. Aber davor im Hinterzimmer. Nur so offensiv hatte sie in der Musikwelt noch keiner be-gangen. 2012 fanden es die Instrumentalisten des renommierten Barockensembles Il complesso barocco an der Zeit, ihren langjährigen Chef abzusetzen. Der gebürtige Amerikaner Alan Curtis hatte das Orchester 1977 an seinem Studienort Amsterdam gegründet und über die Jahre zu Ruhm geführt – vor allem mit unermüdlichen Entdeckungen unbekannter italienischer Barockopern. Vieles von Händel war dabei, aber auch Singspektakel von Cesti, Vivaldi oder Scarlatti hat er den staubigen Archiven entrissen und aufpoliert.

Eine langjährige Zusammenarbeit verband Curtis mit dem Darmsaiten-Mekka der Innsbrucker Festwochen der Alten Musik wie später auch mit dem neupositionierten Theater an der Wien. Ebenfalls war der längst in Italien residierende Altmeister ein guter Freund der Barockopern-Liebhaberin Donna Leon. Je mehr Geld die Schriftstellerin mit ihren Commissario-Brunetti-Blockbustern verdiente, desto öfter zahlte die passionierte Händelianerin für Neueinspielungen rarer Titel durch Il complesso barocco. «Koloraturen sind auch der Sex des Alters», hat die für ihren scharfen Humor bekannte Amerikanerin einmal gestanden.

Aber irgendwann fanden La Leon und ein Grossteil der meist italienischstämmigen Musiker, es gehe so nicht mehr weiter. Curtis verknöcherte, die Libido von früher war vertrocknet. So musste er über die Planke gehen, der Gründer wurde ausgesperrt, der Geldhahn zuge-dreht. Nicht schön, aber notwendig – und richtig. Denn schon seit der Aussaat des zarten, neuen Orchesterpflänzleins Il pomo d'oro spross dieses frisch und akustisch appetitlich. Vielleicht auch, weil der sprechende Name Lust machte. Natürlich hört sich «Der goldene Apfel» lecker an, auch wenn die Truppe im Klassikbetrieb scherzhaft als «das Tomatenorchester» firmiert.

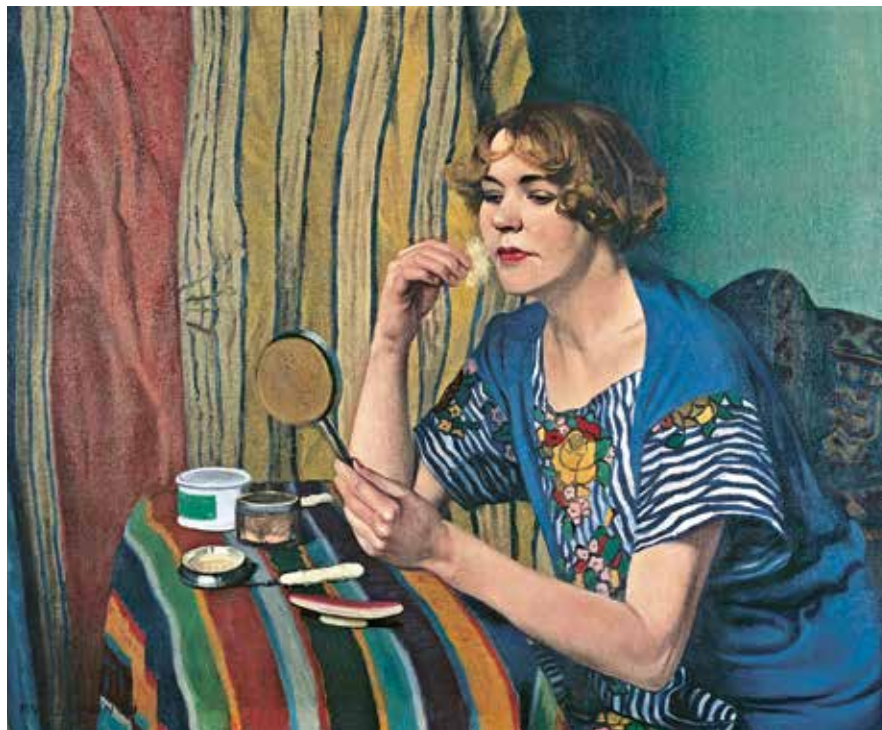
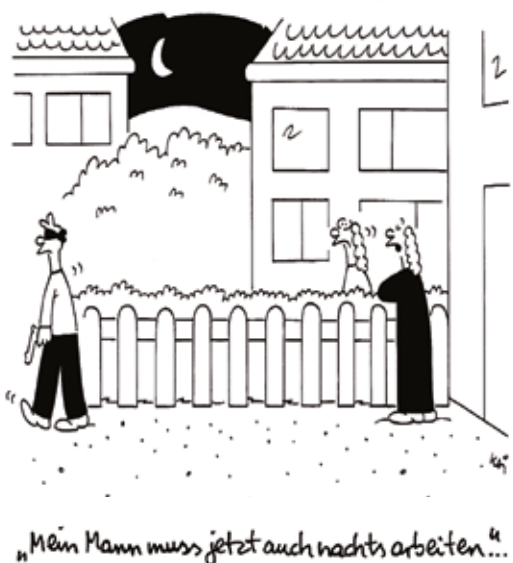
Eigentlich erinnert die ambitionierte Bezeichnung an die gleichlautende Oper von Antonio Cesti. Ach was, Oper – das war ein zwei-tägiges, überaus aufwendiges Musikspektakel, das 1688 eine Hochzeit am Wiener Hof begleitete und bis heute als Höhepunkt barocker Feierkultur gilt. Deshalb ist es bis in die Gegen-

wart nicht rekonstruiert worden, obwohl viele Dirigenten davon träumen. Doch selbst eine Donna Leon müsste dafür noch sehr viele Brunetti-Fälle ersinnen und verkaufen.

Zunächst übernahm der Geiger Riccardo Minasi die Orchesterleitung bei *Il pomo d'oro*. Donna Leon stand weiterhin als Geldgeberin bereit. Gesine Lübben von Diogenes, Leons Verlag, übernahm das am Zürichsee residierende Management. Aufgenommen werden die CD-Projekte gern in einer zum Konvent umgebauten neobarocken Villa im Hinterland von Verona, die einst der 2015 mit achtzig Jahren verstorbene Alan Curtis entdeckt hatte.

Diese Villa San Fermo in Lonigo wirkt wie eine Jugendherberge mit Musik. Es wird wunderbar gekocht, alle wohnen im Haus, abends geht man auf einen Drink in die ziemlich grossstädtischen Bars im Dorf. Am Fuss des Hügels liegt zudem eine herrliche Pasticceria, in der Kuchenliebhaberinnen Leon gern nascht. Selbst Stars wie der Countertenor Max Emanuel Cencic oder die amerikanische Power-Mezzosopranistin Joyce DiDonato nehmen mit den bescheidenen Schlafstätten vorlieb. Cencics einziger Sonderwunsch: eine eigene Masseuse. Die drapiert zudem frische Früchte für alle am Eingang zum roten Salon, wo unter Lüstern und Deckengemälden die Studio-Mikros warten; der Toningenieur sitzt hinter der Anrichte.

2016 musste zwar wegen privater Probleme Minasi durch den russischen Cembalisten-Irrwisch Maxim Emelyanychev ersetzt werden, aber seither läuft es für *Il pomo d'oro* glänzend. Sein frisch-fruchtiger Klang ist überall gefragt, Plattenfirmen wie Agenten greifen gern zu. Und am 6. September hat man mit Joyce DiDonato einen der ersten Auftritte nach dem Corona-Lockdown an einem besonderen Ort: Max Emanuel Cencic eröffnet sein eigenes Festival Bayreuth Baroque im grandiosen Weltkulturerbe des Markgräflichen Opernhauses – des wohl schönsten historischen Theaters.



Der Schminktisch fehlte in keinem Boudoir: La poudreuse (1921) von Félix Vallotton.

Kunst Schau der Sinne Rolf Hürzeler

Kunsthaus Zürich: Schall und Rauch.
Die wilden Zwanziger. Bis 11. Oktober

Victor Margueritte: La Garçonne.
Übersetzung Joseph Chapiro.
Ebersbach & Simon. 320 S., Fr. 34.90

Die Sängerin und Lebedame Kiki de Montparnasse hatte die schönsten Augen der Welt. Der französische Künstler Fernand Léger bannte sie deshalb in seinem Experimentalfilm «Ballet mécanique» auf die Leinwand. Kikis schöne Augen schauen jetzt den Besuchern der Ausstellung «Schall und Rauch» im Zürcher Kunsthau beim Eintritt direkt entgegen.

Die Ausstellung deckt die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise 1929 punktuell ab – künstlerisch in allen Schattierungen, ansatzweise auch gesellschaftlich und wirtschaftlich. Vor allem aber ist diese Schau ein sinnliches Erlebnis. Sie belegt, wie die Menschen nach dem Ersten Weltkrieg zu neuem Leben erwacht sind, zu frischer Lust und Laune.

Légers Film, den er mit dem Regisseur Dudley Murphy 1924 gedreht hat, steht sinnbildlich für die Umbrüche der damaligen Zeit: Neben wenigen längeren Einstellungen ist er hektisch, durchsetzt von kurzen grafischen Sequenzen. Wenigstens blitzen Kikis schöne

Augen in Wiederholungen auf. Das Vergnügen in allen Formen muss in den europäischen Metropolen nach den Jahren der Entbehrung allgegenwärtig gewesen sein. Darüber mokierte sich der deutsche Künstler Otto Dix mit seinen Kaltnadelradierungen. Er schuf Karikaturen von Prostituierten, in einem grimmigen Selbstporträt um ihn gruppiert, das ihn als einen zu scheinbar allem entschlossenen Stenz, mit Zigarette im Mundwinkel, zeigt. Wunschworstellung oder Realität?

Einen Eindruck vom wirklichen Leben im damaligen Berlin gibt der legendäre Dokumentarfilm von Walter Ruttmann «Berlin – Die Sinfonie der Grossstadt» (1927). Er deckt in einer Stunde alle Facetten des Schmelztiegels ab – von den Bettlern bis zum sinnlichen Hedonismus im Variété. Der Betrachter erlebt eine Flut gegensätzlicher Gefühle, abwechselnd Heiterkeit und Betrübnis. Zumal aus heutiger Sicht ja bekannt ist, wie diese Stadt zehn oder zwanzig Jahre später aussah.

Wie präsent die Zeit vor hundert Jahren bis heute ist, belegt der Roman «La Garçonne» des französischen Schriftstellers Victor Margueritte, der soeben in neuer deutscher Bearbeitung erschienen ist. Der Autor erzählt die Geschichte seiner Heldin Monique, die ihre Gleichstellung in einer männlich dominierten Welt durch eine krude sexuelle Befreiung erkämpft. Das Buch erschien 1922 erstmals und war dermassen ein Skandal, dass der ehemalige Offizier Margueritte aus der Ehrenlegion verstossen wurde.

Die Ausstellung «Schall und Rauch» erinnert mit einer Reihe von Illustrationen des französisch-niederländischen Künstlers Kees

van Dongen an «La Garçonne». Die Zeichnungen zeigen Episoden aus dem Leben der sündigen Monique. Im Gegensatz zu Margueritte verweigert sich van Dongen dem Expliziten. Er lässt den Betrachter nur errahnen, welche Lustbarkeiten sich soeben abgespielt haben oder abspielen werden.

In diesen Zeichnungen fallen die Roben der Damen auf, die durch das raffinierte Verhüllen Begierde wecken. Typisch sind die Abendkleider des legendären Couturiers Paul Poiret in der Ausstellung, ein Stoffkünstler, der Generationen betuchter Pariser Damen für lange Nächte einkleidete. Wunderbar ist etwa das schwarze Seidenkleid «Les Glaces» mit Spiegelapplikationen; da konnten sich die männlichen Bewunderer gleich selbst beobachten, wie hilflos ihre Eroberungsversuche aus Sicht der Begehrten wirkten.

Die Zürcher Schau will mehr bieten als nur sinnliche Erlebnisse. Sie erhebt einen umfassenden Anspruch: «Das Bauhaus, Dada, die Neue Sachlichkeit sowie Design- und Architekturikonen des Modernismus werden länderübergreifend miteinander in einen Dialog gesetzt», heisst es im Ausstellungstext dazu. Dieses Ansinnen verdient Respekt, ist allerdings unmöglich zu erfüllen. Denn die zwanziger Jahre in ihrer Fülle waren vermutlich selbst für die Zeitgenossen nicht wirklich fassbar. Davon zeugen zumindest die schönen Augen von Kiki de Montparnasse, die aus dem Stauen im Film «Ballet mécanique» nicht herauskommen.

Pop

German Angst mit isländischem Akzent

Anton Beck

Oehl: Über Nacht. Grönland Records

Diese schlaflosen Nächte, in denen das Gefühl hochkommt, dass sich das ganze Leben ändern könnte, wenn Mut keine Mangelware wäre – danach klingt das Album «Über Nacht» eines Duos, das sich seit 2007 kennt und seit 2016 unter dem Namen Oehl auftritt. Vom ersten Ton an, diesem monotonen E-Gitarrenakkord und dem Auto-Tune-Summen. «Ich kann nicht da stehen, wo ich stehe bisher. Ich kann nicht mehr schweben, wo ich schwebte bisher.»

Mit dem isländischen Akzent verströmt die angeschlagene Männerstimme des Sängers Hjörtur Hjörleifsson eine Traurigkeit, wie sie wohl jeder wohlstandsverwöhnte Europäer kennt. Denn es sind nicht die elementaren Dinge, nicht Hunger, Flucht, Verderben, welche Hjörleifsson und seinem Wiener Kollegen Ari Oehl schwer auf dem Herzen liegen,

sondern vielmehr das träge Waten in einem Wattenmeer aus unterdrückten Emotionen.

Das Album fliesst meist sanft und poppig vor sich hin («Keramik», «Fluchtpunkte», «Neue Wildnis») und arbeitet dabei doch auf «Tausend Formen» hin, einen Song, in dem die Fassade bröckelt. «Mit zahmen Händen magst mich heute halten, aber morgen lässt mich runterfallen», heisst es darin, und im Video dazu ist gute drei Minuten lang ein weinender Mann zu sehen, der an Olaf Scholz erinnert, im Anzug mit stramm sitzender Krawatte, die Augen auf einen Brief gerichtet. Draussen fällt Nieselregen, und alles, was der Mann verkörpert – der Status, die Limousine, der Wohlstand –, erscheint plötzlich seltsam ekelhaft.

So viel Tristesse birgt allerdings auch die Gefahr, dass sich ein allzu kitschiger und schwer-



mütiger Schleier über das Album legt. Songs wie «Wolken», die mit einem sanften Beat und einer Synth-Melodie an ein sorgloses Schlendern erinnern, vermeiden das zwar; doch zu sagen, dass diese Lieder «fröhlich» klingen, wäre zu hoch gegriffen. Denn selbst die Popballaden von Oehl sind gespickt mit dieser liebsten deutschen Charaktereigenschaft, dem Trübsinn: «Diese Wolken haben's mir angetan. Sie halten mir die Sonne vom Leib. Wenn sie dann fort sind, ist es schon dunkel hier. Dann werd' ich wieder zu Staub bei dir.»

Wenn sich dann die Melancholie in den Hörern gesetzt hat, holt sie nicht einmal der isländische Akzent mehr da raus. Wer das Nachdenkliche mag, die Dämmerung, vielleicht sogar die Gemälde von Caspar David Friedrich, der wird an «Über Nacht» seine Freude haben.

Jazz

Bird lives!

Peter Rüedi

Vincent Herring / Bobby Watson / Gary Bartz:
Bird at 100. Smokesessions Records SSR-1908

Von Miles Davis wird der Satz kolportiert: «You can tell the history of jazz in four words: Louis Armstrong. Charlie Parker», und das Fachblatt *Down Beat* eröffnete ein Feature zum 100. Geburtstag des charismatischen, in seinem in Lebensgier (inklusive Drogen) verzehrten Leben jung verstorbenen Altsaxofonisten, mit dem Vorspann: «Zu sagen, Charlie «Yardbird» Parker sei einer der grössten Jazzmusiker aller Zeiten, ist ein bisschen wie zu sagen, die Mona Lisa sei ein bekanntes Gemälde.»

Dementsprechend provoziert das Jubiläum mehr als sechzig Jahre nach Charlie Parkers Tod unzählige Gedenkanlässe. Die Passion des bekanntesten Untergeher des modernen Jazz beförderte seine postume Erhöhung zur mythischen Figur («Bird lives!», war nach seinem Tod auf den Mauern New Yorks zu lesen); sie verdunkelte aber auch etwas den Blick auf seine genialen Erfindungen, die, unkorumpiert durch das Chaos seiner Biografie und in der Folge zahllos kopiert, zur Lingua franca des *modern mainstream* wurden. In ihrer Intensität, ihrem *cry*, wie die Jazzer sagen, sind sie bis heute allerdings unerreicht.

Ein Jahr vor dem 100. Todestag trafen sich im New Yorker Klub «Smoke» drei Altsaxofonisten unter dem Titel «Bird at 100» zu einem Parker Memorial. Sie alle sprechen die Sprache des Idols, aber jeder erzählt seine eigenen Geschichten: Vincent Herring, Bobby Watson, Gary Bartz, zusammen mit einer superben Rhythmusgruppe, bestehend aus David Kikoski (p), Yaushi Nakamura (b) und Carl Allen (dr).

Solche «Alto Summits» (den ersten organisierte Phil Woods u. a. mit Jackie McLean zwei Jahre nach Parkers Tod 1955 für das Label Prestige: «Bird Feathers») drohen ja immer etwas in sportive Wettkämpfe auszuarten. Nicht so im Fall dieses Treffens. Die drei einigten sich auf drei Parker-Originale, drei Bird gewidmete Stücke (von Watson, Herring und McLean) und drei von je einem der drei solo interpretierte Balladen: Herrings «Lover Man», Watsons «These Foolish Things». Die schönste ist Gary Bartz' Version von «April in Paris».

Bartz (geb. 1940) ist von den dreien derjenige, der sich in seiner Karriere am weitesten aus dem Strahlungsbereich von Parker entfernt hat (bei McCoy Tyner, dem elektrischen Miles Davis u. a.). Hier kehrt er, wie in den letzten Jahren öfters, zu seinen *roots* zurück. Auf der Suche nach dem verlorenen Vater, sozusagen.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

'O sole mio

Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich auf Capri. Bevor darüber berichtet werden kann, muss man hinkommen, weshalb es hier zuerst um die Swiss International Air Lines geht: «Flugplanänderung für Buchung ...», stand im Betreff der E-Mail, die mich sieben Wochen vor der Abreise erreichte. Wenigstens waren die Zeiten bloss um 45 Minuten oder so verschoben worden. Also nahm ich die Änderung zur Kenntnis. Und vergass sie in der Folge. Bis ich im, nebenbei erwähnt, fast menschenleeren Flughafen Zürich eincheckte, wo der Mitarbeiter meinen Namen nicht auf der Liste finden konnte.

Es stimmt schon, «Bitte geben Sie uns eine Rückmeldung, andernfalls werden Ihre Flüge gestrichen», stand weiter unten in der erwähnten Mail, die ich nicht bis zum Textfuss gelesen hatte (ich kann mich nicht um alles kümmern), weshalb ich keine Rückmeldung gab. Doch die Swiss, eine mit Schweizer Steuergeldern am Leben erhaltene Tochter des deutschen Staatsbetriebs Lufthansa, kam meiner Familie und mir entgegen: Wir durften schliesslich rein in den, übrigens, vollen Flieger nach Neapel, in dem wir vor Monaten Sitze gebucht und bezahlt hatten. Wunderbare Welt, nicht wahr?

Die «Felsenkönigin» (Pablo Neruda über Capri) war gutbesucht. Amerikaner: keine. Chinesen: dito. MvH, um ehrlich zu sein, störte das nicht. Die Insel war fest in italienischer Hand. Was in Ordnung ist, da der Optik zuträglich. Mit anderen Worten: Die Leute – hoher Frauenanteil – auf Strassen, in Meerbädern und Restaurants sahen mehrheitlich gut aus und kamen modisch und/oder freizügig daher. Dafür war das Tragen einer *mascherina* seit neustem von 18.00 bis 06.00 Uhr auch im Freien, wo sich Menschaufläufe bilden könnten, vor-

geschrieben, auf Plätzen vor Bars oder Cafés et cetera, was die Mehrheit der Anwesenden befolgte.

Gut drauf waren die meisten Gäste dennoch, so sah es aus. Und das ist schon mal etwas. «Wie würde die Stimmung sein?», hatte ich überlegt, bevor ich mich entschieden hatte, nach Italien zu fahren. Und mit ein wenig *tristezza* gerechnet. Weshalb ich trotzdem hinreiste statt in die Schweizer Berge (wo wir sogar eine unternutzte Ferienwohnung besitzen). «Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, wie ich leide», würde ich schreiben, wenn ich auf Neruda machen möchte.

Mitarbeiter in Hotels, Restaurants oder Geschäften zeigten Haltung, das ist klar. Sie sind Optimisten, müssen das sein von Berufs wegen. Ich habe das schon mal erlebt, in den Jahren 2011/12, als in Spanien, unter anderem, der Boden aus dem Immobilienmarkt fiel (und MvH einen Hausteil auf Ibiza kaufte), eine der grössten Banken verstaatlicht wurde plus die Wirtschaft als Ganzes tauchte – von Krise hörte oder las man damals kaum was, die Sprachregelung war *la situación actual*, «die gegenwärtige Lage». «Spezielle Saison» war das strengste Urteil, das ich auf Capri hörte, und zwar bei Luigi Borrelli, einem Anbieter von Männerkleidung und Accessoires, der sein Geschäft heuer am 20. Juni geöffnet hatte und Ende des Monats schliessen wird für dieses Jahr. Die Preise auf allem, nur zum Sagen, waren 30 Prozent reduziert, was für in Schweizer Franken rechnende Kunden (Euro-Kurs von 1.10 oder so) zu einem ungewohnten Ergebnis führte – Premium bezahlen, Luxus bekommen.

Jetzt der Serviceteil sowohl für Capri-Neulinge als auch, hoffe ich, -Kenner: Wir wohnen im Hotel «Villa Brunella», ich empfehle das Viersternehaus mit dem Slogan «Sind Sie schon mal mit einer besseren Aussicht aufgewacht?» (die Antwort lautet: «Nein, jedenfalls nicht ausserhalb des Fensters»). Man blickt auf der einen Seite zu den Faraglioni-Felsformationen, auf der anderen über den Hauptort der Insel; das Restaurant ist ebenfalls einen Besuch wert. Weitere Lokale, die MvH geprüft und für gut befunden hat: «Lo Zodiaco» ganz hinten in der Marina Grande fürs Mittagessen, «Le Grottelle» und «Villa Verde» abends. Zu den zwei letzteren eine romantische Anekdote beziehungsweise ein Namedropping – im «Grottelle» waren wir auf unserer Hochzeitsreise.

Vier Jahre später und in Begleitung unseres Dreieinhalbjährigen wieder hinzugehen, war wagemutig, so besehen, doch den Mutigen gehört die Welt (was ich sagen will: Ich fand das Lokal erneut gut sowie das Essen fein). Und die «Villa Verde» hat mir mal, als ich das noch wichtig fand, Mariah Carey empfohlen.

Bevor wir's vergessen – gehen Sie baden, und zwar im «La Fontelina»-Beach Club (inklusive Lunch-Restaurant). Ganz zum Schluss muss Platz sein für die Blaue Grotte: Diese heisst nicht umsonst so, schauen Sie sie sich an, wie Abermillionen Touristen vor Ihnen, schämen Sie sich nicht, singen Sie «Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt ...»



UNTEN DURCH

Bee Gees

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno ist musikalisch ein Problemfall. Wenn er sich einen schönen Abend machen will, legt er «Stayin' Alive» von den Bee Gees auf. Zwei Hauskatzen hat er auf diese Weise schon umgebracht: Sie rannten, wenn Bruno sich die Falsett-Orgien der Bee Gees anhörte, einfach so lange mit dem Kopf gegen die Wand, bis ihre Seele den Körper verliess. Ich habe einen Strauss Katzenminze auf ihre Gräber gelegt, denn ich weiss, was die armen Tiere durchgemacht hatten. Als diese australischen Flachsänger, die Bruno für die – Zitat – «grösste Rockband aller Zeiten» hält, damals in den siebziger Jahren mit Spray-Frisuren und riesigen Lücken zwischen den Schneidezähnen ihre ersten Hits im Fernsehen säuselten, brach für mich eine Welt zusammen.

Es hatte doch alles so gut angefangen! Die Rolling Stones, Bob Dylan, The Who und Led Zeppelin hatten die Musik soeben erst vom süssen Reim und dem mentholzigarettenartigen

«Viele Weinfreunde bringen sich allein deshalb um einen Teil ihres Vergnügens, weil sie Rotweine generell zu warm, Weissweine dagegen zu kalt konsumieren.»

Peter Rüedi, Seite 68

Nachgeschmack jener Schmalzlieder befreit, die sich unsere Grossmütter beim Stricken angehört hatten. Doch nun kehrte die Schnucki-Zucki-Schlagermusik zurück in Gestalt von drei australischen Brüdern, die nicht kifften. Und hätten sie gekifft, hätte ihre Mutti für sie die Joints gedreht, damit sie nicht zu viel THC auf einmal abbekommen.

«Die Bee Gees», sagte Bruno, «konnten eben auch ohne Drogen gute Musik machen. Ganz anders als deine geliebten Rolling Stones, die ohne Heroin nicht mal furzen konnten!» «Die mussten nicht furzen», sagte ich, «das hat ihr Manager für sie erledigt!» «Ja, weil er von <Honky Tonk Women> Blähungen kriegte!», sagte Bruno. «Weisst du, was im Flugzeug unten auf einer Kotztüte steht? Bee Gees!», sagte ich. Mit Bruno kann man nicht wirklich Fachgespräche über Musik führen, dazu lässt er sich zu sehr von seinen Emotionen beherrschen. Je älter er wird, desto sturer verschanzt er sich hinter den schlechten Bands, die er mit sechzehn gehört hat. Die Bee Gees sind nur die Spitze des Eisbergs seiner Geschmacksverirrungen. Er findet auch Abba und Boney M. gut und die Eagles, also jede Band, die musikalisch eine Federboa um den Hals trug. Elton John, der tatsächlich Federboas trug, ist ihm hingegen schon wieder – Zitat – «zu gekünstelt». Mit anderen Worten: Sobald ein Musiker ein gewisses Niveau erreicht, klinkt Bruno sich intellektuell aus und hört sich bei einem Glas Rotwein aus dem Rabatt-Regal von Coop «Rivers of Babylon» an.

«Das ist genau das Problem mit euch hoch-näsigen Dylan- und Stones-Fans», sagte Bruno, «ihr trinkt nur frisch fussgestampfte Bio-Weine und hört euch dazu die entsprechend saure Musik an.» «Was um Himmels willen», schrie ich, «ist sauer an Brown Sugar!?» Bruno ist immer so unlogisch! Ich führe das auf seinen jahrzehntelangen Konsum von «The Very Best of The Bee Gees» zurück. Du kannst deinem Gehirn nicht seit deiner Jugend schlechte Musik zuführen und dann von ihm erwarten, dass es mit sechzig noch das Kreuzworträtsel der *Weltwoche* für dich löst!

«Können wir uns nicht auf Rod Stewart einigen», sagte Bruno, «den finden wir doch beide gut!» «Vergiss es», sagte ich, «du findest <Sailing> gut und ich <Mandoline Wind>. Da liegen Welten dazwischen. Wenn du allerdings <Yesterday> von den Beatles gut findest, könnten wir uns einen Schritt aufeinander zubewegen.»

«Super Song», sagte Bruno. «Absolut grossartiger Song», sagte ich, und wir fielen uns um den Hals. Es ist schön zu wissen, dass der beste Freund, den man hat, sich doch noch einen Rest von musikalischer Vernunft erhalten konnte. «Wir sind ja eigentlich gar nicht so weit auseinander», sagte Bruno, «wir mögen doch auch beide Frank Zappa nicht.» «Das kannst du laut sagen!», sagte ich. «Erich hat sich für 120 Franken eine alte Vinylplatte von Zappa gekauft», sagte Bruno, «der spinnt doch, oder nicht?» Erich ist ein gemeinsamer Freund von uns, aber kein besonders enger. «Erich lassen wir von jetzt an links liegen», sagte ich. «Einverstanden!», sagte Bruno, und wir prosteten uns zu, mit Brunos Rabatt-Wein, der übrigens saugut schmeckte.



FAST VERLIEBT Der Ex im Kind Claudia Schumacher

Sie weiss nicht, wie sie es sagen soll. Und wem – ihrer Mutter? Die würde sie nur verurteilen, wie jeder andere Mensch auch. Es gibt Dinge, über die kann man nicht reden. Aber: dieses Kinn! Es ist seins. Kantig und viel zu gross. Komplette überheblich! Wenn sie es sieht, fühlt sie sich sofort eingeschüchtert. «Mami, die Orchideen interessieren mich aber einen Scheissdreck!», sagt er jetzt. Und da ist es wieder: das miese Gefühl, erniedrigt zu werden. Von einem Mann. Dem Mann. Wenn auch nur in der Mini-version. Der Bub, der da bockig vor ihr steht, ist fünf Jahre alt und ihr Sohn. Kommt allerdings nach seinem Vater. Dem Schwein, das ... auch nie mit ihr in den Botanischen Garten wollte.

Um nichts hat er sich gekümmert, ausser um sich. Seine Karriere, seine Wünsche, seine Zukunft. Während sie sich ums gemeinsame Leben sorgte, war er nur mit seinem eigenen

Kram befasst. Wie ein kleiner Junge! Und dann hat er sie auch noch verlassen. Froh war sie, als es ihr endlich gelang, ihn zu vergessen. Aber als der Bub älter wurde, kam er mehr und mehr nach ihm. Und damit kam auch ihre Wut zurück. Sein Lego-Krankenhaus, seine Pizza, seine «Paw Patrol». Räumt er seine Socken weg? Nein. Schmeckt ihm das Essen? Selten. Kann sie sich auf ihn verlassen? Nein, natürlich nicht: Er ist auch nur ein Bub von fünf Jahren, das ist ihr klar. Aber die Ähnlichkeit ist verwirrend. Je müder sie ist in ihrem Alleinerziehendenalltag, desto anfälliger wird sie für die Verwechslung. Reg dich ab, sagt sie zu sich selbst. Und dann erklärt sie dem kleinen Mann mit unterdrückter Aggression in der gezwungen sanften Stimme: «Das Grosi freut sich so auf dich. Jetzt zieh bitte deine Schuhe an, und dann gehen wir los.» Er schaut zu ihr hoch, zieht eine grimmige Schnute, hat die Arme feindselig verschränkt. «Das Grosi interessiert mich aber einen Scheissdreck!» – Und da gibt es kein Halten mehr bei ihr: «Hör endlich auf!», schreit sie ihn an und kippt sofort ins Larmoyante. Wie bei ihm damals. Keinen Stich konnte sie gegen ihn machen. Sie heult los, und der kleine Mann schaut sie ratlos an. «Ich bin ein Mensch mit Gefühlen!», schleudert sie ihm noch entgegen, bevor sie schluchzend auf der Couch zusammenbricht.

Die dünne Wand ihres Wohnzimmers ist auch die Wand des Schlafzimmers ihrer Nachbarn. Und die haben unfreiwillig zugehört. «O nein, nicht schon wieder», sagt der Nachbar und seufzt. «Mit wem streitet sie denn?» «Klingt nach Beziehungsstreit», sagt die Nachbarin und zuckt die Achseln. «Aber ihr Mann ist doch schon lange weg?», fragt er noch – und kratzt sich am Kopf.



Garten der Kindheit

Grenzenlosigkeit, Zeitlosigkeit, Glück.

Ich bin mir nicht sicher, ob alle einen Garten Eden der Kindheit in sich tragen, aber wahrscheinlich schon. Einen Garten, ein Stück Erde, ab- und wie ausgegrenzt von der Welt, einen Ort der Grenzenlosigkeit, der Zeitlosigkeit und des Glücks.

Mein Garten war etwas grösser als ein Tennisfeld. An seinem unteren Ende lag ein Hof mit grossem Tisch, an dem an Sommermittagen meine Grossmutter mit ihren Schwestern sass und Apfelwähe mit Schlagrahm ass. Oft empfand ich sie wie Eindringlinge in meinem Garten, der meine Welt war. Sie sassen da, assen, schauten mir zu und fragten doofe Sachen, etwa, weswegen ich nicht mit dem Fahrrad spielen würde, das sie mir unlängst geschenkt hatten. Dabei war ich gerade als Grosswildjäger unterwegs. Ich wusste damals noch nicht, dass für sie ein Garten nur ein Garten war und dass ihr Garten Eden der Himmel sein würde in ein paar Jahren.

An seinem oberen Ende stand ein Apfelbaum, auf den ich dann kletterte, um mich unsichtbar zu machen, aber es funktionierte nur halb. Da waren diese Ratschläge: «Pass auf», «Fall nicht runter», «Der Ast ist aber dünn», und da sass ich dann auf diesem Ast unter der Krone wie ein Vogel, der mit den Flügeln schlägt, ohne zu fliegen. Ich sass einfach da, schaute in den Himmel, auf den Boden und wartete, bis sie ihre Wähe gegessen, den Tee getrunken und die unlängst Gestorbenen besprochen hatten. Dann stieg ich hinunter, bekam Küsse und Klapse, und danach gehörte der Garten mir, und es gab wieder Tiger, vor denen man sich verstecken musste, Büffel, die man schiessen konnte, und Ameisen, gegen die man Krieg führte.

Im Garten standen noch ein Aprikosen-, ein Birn- und ein Zwetschgenbaum, aber im übertragenen Sinne stand da nur ein Baum, der eine Vereinigung aus zweien war: einem Baum des Lebens, dessen Früchte nicht von Engeln bewacht, sondern verteilt wurden, und einem der Erkenntnis, dessen Früchte man essen konnte, ohne dabei aus dem Paradies vertrieben zu werden. Erst viel später wurde mir klar, dass der Garten der Kindheit die gelungenere Schöpfung war als der Garten Eden Gottes.

Er war, wie soll man das sagen, ein Universum, in dessen Fliehkraft die Gravitation lag. Das spriessende Ich eines kleinen Jungen wurde, zu was immer es wollte und wo es das wollte. Der Garten war Afrika, Südamerika, Wüste, Dschun-



Die gelungenere Schöpfung als der Garten Eden Gottes.

gel, der Garten war ein Platz auf der Welt, den, so verrückt das klingen mag, es auf der Welt nicht gab. Ich war in ihm mehrere und doch immer ich, egal, ob ich Schatzsucher war, Regenwurmjäger, im Winter ein Polüberquerer und nachts im Zelt der letzte Mensch, umgeben von lauter Dinosauriern, die ich aber mit meinem Zauberstecken in Zaum halten konnte.

Je älter ich wurde, desto kleiner wurde der Garten. Es gab nur noch Katzen in ihm und keine Raubtiere. Regenwürmer waren keine Schlangen mehr und Ameisen zu klein, um gegen sie einen Krieg anzufangen. Der Rasen war keine Savanne mehr, und ich schlich nicht mehr durch ihn hindurch, sondern mähte ihn, und irgendein Nachmittag im Sommer war der letzte, an dem ich sein konnte, was ich wollte.

Bahn für Bahn mähte ich mit einem Elektro-
rasenmäher, und gleichzeitig stellte ich mir vor, ich sässe auf einem richtigen Rasenmäher mit Rädern und Steuerrad und Gas und Bremse und mähte eines der unzähligen Fussballfelder auf

meinem Sportplatz. Irgendwann fühlte es sich an, als ob ich auf diesem Rasenmäher-Traktor sitzen und ein Feld nach dem andern mähen würde. Dann ging meinem Elektrorasenmäher im Garten das Kabel aus, und es wurde ganz still, und es war, als ob ich auf die Erde zurücksegelte. Ich steckte das Kabel wieder ein, mähte, aber es war und wurde nie mehr dasselbe, und nach ein paar weiteren Malen Rasenmähen wollte ich auch nicht mehr professioneller Rasenmäher werden.

Seitdem ist ein Garten nur ein Garten. Es gibt grosse, kleine, paradiesische, karge, vernachlässigte, überzüchtete, aber es gibt auf der ganzen Welt keinen mehr, der einen verzaubert und fortträgt – wohin und zu was auch immer.

Manchmal sitze ich in irgendeinem Garten, und irgendeine Kleinigkeit erinnert mich an den Garten meiner Kindheit. Ich schliesse dann die Augen und erinnere mich, was ich dort alles war und erlebte. Es ist eine Erinnerung, die nur ein Gefühl trägt; die grösste Sehnsucht meines Lebens.

«Ich bin ein *Chnuschi*»

Andreas Michel, 55, arbeitet als Velomech im Zürcher Niederdorf. Termine macht er nie.

Seit mehr als dreissig Jahren stehe ich auf, esse Zmorgen und bin um halb neun in meinem Veloladen. Je nachdem, wie spät es am Vorabend wurde und wie ich Lust hatte, muss ich den Laden noch fertig aufräumen, den Boden wischen, um für den Tag bereit zu sein. Um neun öffnet das Geschäft an der Predigergasse. Kommt ein Kunde früher, kann er das. Möglich ist, dass ich noch nicht ganz da bin. Ich lasse mich nicht stressen, schon gar nicht am Morgen.

Meine Tage fallen dann irgendwie, und es passiert meistens alles gleichzeitig: Ich beantworte Mails, beginne eine Reparatur, werde aber unterbrochen, weil wieder jemand fragt, wie die Pumpe draussen funktioniert. Ich werde nicht so nett mit «Es hat eine Bedienungsanleitung» antworten. Oder das Telefon klingelt, und jemand will sein Velo bringen, um es zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder abzuholen. Dann wird es kompliziert, weil meine Devise lautet: «Ich mache keine Termine – habe ich noch nie gemacht.»

Ich kann den Termin nicht einhalten, weil immer irgendein Ersatzteilchen fehlt; die Kunden aber ebenfalls nicht, aus was für Gründen auch immer – oder sie bringen das Velo erst gar nicht. Daher: Keine Termine; bei mir geht's, solange es geht, in der Regel zwei, drei Tage bis zu zwei Wochen. Diese Freiheit nehme mir, auch während Corona. Vom Velo-Boom habe ich, grob gesagt, nichts gemerkt. Erst war ich geschockt, weil ich zumachen musste. Dann merkte ich: «Ah, ich kann ja weiterarbeiten» – und das war die Erleichterung!

Eingerostete Sattelstütze

Mein Geschäftsgang verläuft in Wellen. Es gibt immer eine Spitzenzeit im Jahr. Das war bei Corona der Fall. Leute brachten Velos, die fünf, zehn Jahre im Keller standen. Ob das Zufall oder wegen Corona war, weiss ich nicht. Es hat sich dann auf jeden Fall wieder normalisiert.

An meiner Arbeit gefällt mir das Schrauben, an einer eingerosteten Sattelstütze *rumzugfätterle*, bis sie draussen ist, anstatt das ganze Velo wegzuworfen. Welches Fahrrad drankommt, habe ich im Kopf. Bis jetzt, es ist elf Uhr, konnte ich ein halbes Velo flicken. An einem Tag schaffe ich etwa fünf. Ein kleiner Service – alles kontrollieren, bei jeder Schraube ansetzen und nachziehen – für 85 Franken dauert rund dreissig Minuten. Für den grossen oder mittleren Service, je nach Zustand des Velos, brauche ich zwei

bis drei Stunden, um alle Lager zu öffnen, zu schmieren und wieder zusammensetzen. Ich verrechne einen Stundenlohn von 120 Franken. Das ist die Richtlinie, die der Verband vorgibt. Daran halte ich mich.

Es macht einfach Spass

Velos verkaufe ich wenig, vielleicht fünfzig im Jahr. Trotzdem komme ich gut durch, trotz Ladensterben im Niederdorf. Meine Ausgaben halte ich tief, der Mietzins, weil städtisch, ist niedrig, und ein Auto habe ich keines. Ich mache



Fünf Velos pro Tag: Handwerker Michel.

alles mit dem Velo. Ich glaube aber, wenn meine Frau nicht arbeitete, müsste ich einen anderen Job suchen. Als Velomech wird man nicht reich, mir geht es um die Freude.

Das Velo und das Velofahren faszinieren mich nämlich seit eh und je. Ich bin ein *Chnuschi*, gelernter Schlosser. An Ketten, Speichen, Bremsen rumwerken habe ich dann einfach gemacht. Weil ich Spass daran hatte, bin ich bis heute Velomech geblieben. Ich bin zufrieden mit meinem Beruf, auch wenn es manchmal bis um neun Uhr geht, bis ich Feierabend machen kann, obwohl ich schon um sechs schliesse. Ich rechne die Kasse ab und räume, je nach Lust, so viel wie möglich auf. Die Velos kann ich hängenlassen, ich muss einfach durch- und rauslaufen können.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Maskentanz

Standesbeamtin: ... erkläre ich Sie hiermit zu Frau und Mann. Sie dürfen die Masken zum Küssen abnehmen.

Bräutigam: Endlich!

Braut: Ah, was für eine Erleichterung.

Standesbeamtin: Wollen Sie sich nicht küssen?

Bräutigam: Wo denken Sie hin? Ich bin schwul.

Standesbeamtin: Weshalb haben Sie denn diese Frau geheiratet?

Bräutigam: Wir sind Tanzpartner.

Braut: Wir treten im Duett auf. Aber nur wenn wir verheiratet sind, dürfen wir ohne Schutzmaske zusammen tanzen.

Bräutigam: Am schlimmsten war das tägliche Training mit Schutzmaske. Die drei lesbischen Paare nach uns sind übrigens vom gleichen Ensemble. Sie sind gar nicht lesbisch, aber im Ballett gibt es halt nur wenige Männer.

Standesbeamtin: Es wird gerade geheiratet wie noch nie! Gestern traute ich einen älteren Herrn nach islamischem Recht mit zwölf jungen Frauen. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass da eine Damen-Fussballmannschaft ihren Trainer geheiratet hatte, um wieder ohne Masken trainieren zu können.

Trauzeuge: Hört mal alle her! Habt ihr die Warnung über die Corona-WhatsApp-Gruppe erhalten? Einer unserer Bratschisten hat Halsschmerzen.

Braut: Von der Bratsche?

Trauzeuge: Nein, halt, es ist der Solotrompeter.

Trauzeugin: Oje. Wir benötigen sofort die Zuschauerlisten der Gefahrenzonen Parkett Mitte vorne, Parkett Mitte Mitte und Parkett Mitte hinten und sicherheitshalber gleich auch noch die ersten Ränge des ersten und zweiten Balkons Mitte. Ich benötige die Kontaktdaten aller Zuschauer, die in den letzten Vorstellungen bis auf eine Distanz von zehn Metern im Sprühbereich der Trompete gesessen haben.

Andreas Thiel

Samstags an der Mosel

Victor's Fine Dining by Christian Bau,
Schlossstrasse 27–29, 66 706 Perl-Nennig (D);
montags bis mittwochs geschlossen

Wenn gerade keine familiären, beruflichen oder anderweitigen Verpflichtungen anstehen, sieht ein perfekter Samstag aus meiner Sicht so aus: Ich steige morgens ins Auto, fahre irgendwohin, wo ein ausgedehntes Mittagessen serviert wird, und fahre wieder nach Hause. Es gibt einige wenige Lokale, für die ich auch schon morgens um sieben Uhr starte und auch vier Stunden (pro Weg) in Kauf nehme.

Dazu gehört das mit drei Sternen und 19,5 Punkten ausgezeichnete «Victor's Fine Dining by Christian Bau» im kleinen Ort Perl-Nennig an der Mosel. Der 49-jährige Christian Bau gehört zu den besten Köchen Europas, im Eingangsbereich des in einem Schloss unter-



gebrachten Restaurants sind in Vitrinen nicht nur die üblichen Belobigungen für kulinarische Leistungen ausgestellt, sondern auch ein Bundesverdienstkreuz am Bande sowie eine Anerkennung als «Japanese Cuisine Goodwill Ambassador» des japanischen Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft sowie Fischerei. Bau hat eine einzigartige Mischung kreiert aus europäischer Haute Cuisine und fernöstlichen Aromenwelten, die heute vielfach kopiert wird. Zum Balik-Lachs schafft er mit Austern und

Stickstoff-gefrorenen Austernperlen eine jodige Umgebung, die durch eine Kombination aus Buttermilch und der japanischen Brühe Dashi harmonisch zusammengehalten wird.

Eine prächtige Langoustine würzt Bau mit weissem Miso, den beliebten Sushi-Fisch Kinmedai hingegen gibt es an einer samtigen Beurre blanc mit Schnittlauch. Denn Bau ist auch ein genialer Interpret klassischer französischer Küche. Und deshalb gibt es dann mitten im Menü sautierte Froschschenkel an einem Petersiliensud mit geschmorten Zwiebeln und mit Kalbsfarce gefüllte Agnolotti. Man könnte jetzt anbringen, dass damit die Einheit der Materie verletzt werde, dass ein solcher Gang nicht in ein von fernöstlichen Akzenten geprägtes Menü passe. Aber ich sehe es so: Jemand wie Christian Bau soll genau einen solchen Bruch herbeiführen, weil er es kann.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Heiss und cool

Ezousa Winery Maratheftiko Metharmi
2017. 13,5 %. Fr. 26.–
Kyperounda Winery Xynisteri Petritis 2018.
12,5 %. Fr. 17.50
Paphos-Weine, Muttenez. www.paphosweine.ch

Es soll jeder nach seiner Façon selig werden, meinte Friedrich II., König von Preussen. Solch humane Maxime, der der alte Fritz allerdings spätestens im Militärischen nicht mehr folgen mochte («Rackers, wollt ihr ewig leben?»), soll er seine fliehenden Soldaten verflucht haben) – dem Kalenderspruch aufgeklärter Toleranz ist ja ganz jenseits des Konfessionellen schwer zu widersprechen. Jeder soll, zum Beispiel, seinen Wein nach seiner Façon trinken. Im Prinzip. Dennoch erlaube ich mir, halten zu Gnaden, die Bemerkung: Viele Weinfreunde bringen sich allein deshalb um einen Teil ihres Vergnügens, weil sie Rotweine generell zu warm, Weissweine dagegen zu kalt konsumieren. Natürlich ist bei tropischen Sommertemperaturen guter Rat zu weilen teuer, nicht nur in Lokalen, in denen der Wirt die Bouteille vom obersten Regal



angelt und als unfreiwilligen Glühwein auf den Tisch knallt. Kellertemperatur wäre die Losung. Nur: Wer von uns, ein paar Privilegierte ausgenommen, verfügt noch über einen funktionierenden Keller, und wer leistet sich Klimaschränke, in denen sich mehr temperieren lässt als die Tagesration für eine etwas grössere Gesellschaft?

Bleibt also, mit Fingerspitzengefühl eine Flasche wie diesen wunderbaren, von Natur aus ebenso «heissen» wie coolen Roten in der Kühlschrankschleuse von der zu hohen Zimmertemperatur auf die genussfördernden 16 bis 18 Grad herunterzutransponieren. Er ist eine Rarität aus Zypern, einer Destination, die der eine oder die andere bis vor kurzem für grundsätzlich zu warm für subtile, feingliedrige Weine gehalten haben mag. Allein,

genau das ist dem Winzer Michalis Constantinides von der Ezousa Winery in Kannaviou im Westen der Insel mit seinem Maratheftiko Metharmi 2017 geradezu exemplarisch gelungen. Die Trauben der autochthonen Sorte Maratheftiko wuchsen in Höhenlagen auf 600 bis 900 m ü. M. Knapp ist die Anbaufläche, bescheiden die Erträge (15 hl/ha), grossartig das Resultat: tolle Frucht (Weichseln, Zwetschgen), sehr würzig, mit staunenswert knackiger Säure und präsenten, aber nicht klirrenden Tanninen und gut eingebundenen Holznoten. Ein eigenwilliger, charaktervoller, schön saftiger, elegant ausbalancierter Wein jenseits aller Südwinkelkleees. Eine veritable Entdeckung, die wir der geradezu missionarischen Beharrlichkeit des Importeurs Bernhard Furler (Paphos-Weine) verdanken.

Und weil wir schon auf virtueller Reise im östlichen Mittelmeer sind, eine Fussnote in Weiss: der vibrierende Petritis 2018 der Kyperounda Winery aus der autochthonen Sorte Xynisteri, von Reben in 1400 m ü. M. Eine tänzerische Agilität und geradezu explosive Frische, tolle Zitronen-, Apfel- und Kräuteraromen. Eine helle Freude!

Offene Herzen

Der Fiat 500 X ist ein kompaktes Raumwunder und ein rundlicher Sympathieträger.



Man muss ihn einfach mögen: Der Fiat 500 X, die etwas voluminöser geratene Variante des legendären Cinquecento, ist eines dieser wenigen Autos, die jedem das Herz öffnen. Vorausgesetzt natürlich, man sieht in einem Auto mehr als einen Haufen Blech und Technik, der einen von A nach B bringen soll.

Während der einigermassen vergleichbare Countryman von Mini ein ziemlich grosses, technisch anspruchsvolles und auch teures Allradfahrzeug ist, gilt für den 500 X die alte, eigentlich ziemlich italienische Devise: «Keep it simple!» Auf diesem Prinzip gebaut, wird der Fiat zum rundlichen Sympathieträger mit ausgesprochen praktischem Nutzen. Zur Ausstattung des Topmodells «Sport» gehören im Fall unseres Testwagens ein Turbobenziner mit 1,3 Litern Hubraum, 150 PS Leistung und Doppelkupplungsgetriebe, ein tiefergelegtes Fahrwerk, 19-Zoll-Leichtmetallfelgen, eine Rückfahrkamera, ein schlüsselloser Zugang und LED-Scheinwerfer.

Diese Übersicht

Von aussen wirkt der Fiat freundlich, und hat man einmal im Innern Platz genommen, sorgt eine angenehme Übersichtlichkeit für Entspannung. Das Navigationssystem von Tomtom ist gut, die Integration des eigenen Smartphones in die Entertainment-Anlage gelingt dank Apple Car Play oder Android Auto mühelos. Bloss der übergrosse Kunststoffrahmen um das 7-Zoll-Display wirkt etwas seltsam proportioniert.

Vor allem aber ist der Fiat 500 X Sport trotz seiner kompakten Aussenmasse und seines re-

lativ geringen, fahrbereiten Gewichts von 1400 Kilogramm erstaunlich geräumig. Man sitzt angenehm – als Mensch im Wachstum auch auf der hinteren Sitzbank – und hat eine gute Übersicht. Das macht den sogenannten Crossover zu einem ausgesprochen angenehmen Tag-für-Tag-Auto.

Starten, fahren

Dazu gehört auch, dass es, dem erwähnten Prinzip der Einfachheit folgend, für das Fahrvergnügen nichts auszuwählen gilt. Es gibt keine Fahrmodi und keinen Sportschalter, sondern man steigt in das Auto, drückt den Startknopf und fährt los. Dabei ist der Fiat ein munterer Wagen, der gut auf der Strasse liegt. Einzig das 6-Gang-Doppelkupplungsgetriebe hemmt bisweilen die Dynamik etwas, weil es leicht verzögert zu reagieren scheint. Doch darin drückt sich vielleicht eher eine gewisse italienische Lässigkeit aus, denn trotz Tieferlegung, Doppelendrohr und der Lackierung in flammendem «Seduzione Red» ist der 500 X Sport kein Wagen für automobile Aggressiv-Leader, sondern eher für Paare und kleine Familien, zu denen der Fiat mit seiner Mischung aus offensichtlichem Nutzen und mediterraner Extravaganz perfekt passt. Nächste Woche stellen wir deshalb das ideale Zweitauto zum 500 X vor, den neuen Ferrari Roma.

Fiat 500 X Sport 1.3 GSE

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner/Frontantrieb, Leistung: 150 PS / 110 kW; Hubraum: 1332 ccm; max. Drehmoment: 270 Nm bei 1850 U/min; Verbrauch (WLTP): 6,2 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 9,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: ab Fr. 24 440.–; 500 X Sport 1.3 GSE ab Fr. 32 440.–



OBJEKT DER WOCHE

Nimbus des Ultimativen

Leica Q2

Ab Fr. 5299.– im Fachhandel.

Der Sommer geht, der Herbst kommt, und mit ihm gibt die Natur ihre schönsten Farben im schönsten Licht preis. Nur, wie hält man diese Pracht fest? Wir fragten einen Meister seines Fachs, den Fotografen *Alberto Venzago*, zu welcher Kamera er im Altweibersommer, Pardon: Indian Summer, raten würde. Hier seine Antwort: «Als ultimativer Snob würde ich die Leica Q2 empfehlen. Nicht nur, weil man damit fantastische Fotos schiessen kann, nein, man sieht damit auch blendend aus. Und wenn im Leica-Store beim Preis <175 Franken> steht, handelt es sich natürlich nicht um die Kamera, sondern um den ledernen Tragriemen.

Die Kamera entspricht dem neuesten Stand der Technik: 47,3-Megapixel-Vollformat-Sensor, ISO 50 000 und macht 4K-Videos in brillanter Qualität.

Aber das ist alles nicht so wichtig. Die Q2 ist keine normale Kamera, sie hat den Nimbus des Ultimativen. Magnum-Fotografen benutzen sie, und auch in Paris und New York sieht man die Topmodels anstatt mit einem Chanel-Täschli mit der Q2 umgehängt.

Sie hat, wie das bei Leica Tradition ist, nur ein paar Drehräder und ein intuitives Bedienkonzept. *Less is more.*

Und wenn's mal so richtig schiffen sollte, macht es dieser Kamera nichts. Das aus einem Magnesiumblock gefertigte Juwel ist für Langlebigkeit gebaut. Made in Germany. Das Leica-Summilux-Objektiv gehört zum Besten, was die Physik zu bieten hat.

Der Indian Summer ist perfekt für diese Kamera oder umgekehrt.»

Vandale mit Kinderstube

Seit einiger Zeit tauchen gesprühte Konterfeis in der von Picasso geprägten kubistischen Manier auf, wonach das Sujet in einer Simultanansicht so zerlegt ist, dass es von verschiedenen Seiten betrachtet werden kann. Genial ist dies nicht nur, weil der unbekannte Künstler den für Graffiti maximal möglichen Respekt für bürgerliche Eigentumsrechte entgegenbringt. Die Porträts werden nämlich fast ausschliesslich an Schalttafeln von Baustellen gemalt, was die Werke vergänglich macht. Nein, die Genialität liegt darin, durch die Signatur zu vermerken, dass es sich nicht um einen Picasso handelt. Durch die Reproduktion gelangen die Werke zu einer Wiedererkennbarkeit, wie man es aus dem Branding kennt. Und hier gilt das Primat der Differenzierung, nach dem anders immer das bessere Bessere ist, um zur grösstmöglichen Bekanntheit zu kommen. Der Künstler hat das Prinzip der Aufmerksamkeitsökonomie verstanden. Zu sagen, was man eben nicht ist, ist wohl die konsequenteste Form der Differenzierung.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Sagen, was man nicht ist.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Unter welchen Umständen halten Sie eine Scheidung für vertretbar? Peter K., Basel

Diese Frage ist nicht allgemein, das heisst für jeden Fall generell als richtig oder falsch, zu beantworten. Aber ein paar grundsätzliche Bemerkungen sind angebracht. Weil eine Scheidung stets mit vielen Komplikationen verbunden ist, muss die Frage nach den möglichen Folgen gut abgeklärt sein. Besonders anspruchsvoll und belastend ist eine Scheidung bei gemeinsamen Kindern und in der Regel für Unternehmer-Ehepaare. Beim allgemeinen Güterstand der Güterverbindung kann eine Scheidung leicht zu einem Drama nicht nur für die ganze Familie werden, sondern zusätzlich für die Firma und damit für alle, Mitarbeiter, Kunden und Geldgeber. Bevor man nicht bereit ist, alle diese möglichen



Schwierigkeiten auf sich zu nehmen – für sich und für andere –, sollte man sich nicht scheiden lassen. Scheidung sollte nur der allerletzte Weg sein, wenn eine Ehegemeinschaft so unmöglich geworden ist, dass man all die Lasten einer Scheidung auf sich zu nehmen bereit ist. Oft unterschätzt man diese späteren Belastungen und empfindet dann die Probleme des Zusammenseins als grösser: Das Zusammensein kennt man, das Geschiedensein nicht. Darum eignet sich das Letztere für

vierlei beschönigende Projektionen. Die Gründe, die zu einer Scheidung führen können, sind weniger wesentlich. Vor allem bringt eine gegenseitige Schuldzuweisung nichts. Die Frage ist nur die Zumutbarkeit. Wenn es gar nicht mehr anders geht, kann eine Scheidung als allerletzter Ausweg vertretbar erscheinen. Anzumerken wäre vielleicht noch: Im Grunde genommen, findet man wohl bei jeder Ehe Scheidungsgründe, wenn man das will. Denn wir Menschen sind schliesslich keine Heiligen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Henrique Schneider

Im Hauptberuf ist er Lobbyist für den Schweizerischen Gewerbeverband. Doch der Horizont des Wirtschaftsprofessors reicht weit über die Sphären der Bundespolitik hinaus.

Wenige Personen sind in Bern ähnlich berüchtigt wie Henrique Schneider. Der Ökonom fing vor zehn Jahren beim Schweizerischen Gewerbeverband (SGV) als Sachbearbeiter an, seit vier Jahren amtiert er als Stellvertreter von Direktor Hans-Ulrich Bigler (FDP). Schneider ist ein Freund klarer Worte. Seine unverblühten Wortmeldungen in den Bundesgremien zur Energiepolitik trugen ihm zeitweise den Bann von Doris Leuthard (CVP) ein: Der Schneider dürfe nicht mehr als Delegationsmitglied zu den Klimakonferenzen mitreisen.

«Mein Auftrag lautet nicht, mich beliebt zu machen, sondern die Interessen der kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) zu vertreten», sagt Schneider und nimmt einen Schluck Bier. Wir treffen ihn im Zürcher Restaurant «Più» und sprechen bei einer grosszügigen Portion Schinken und Käse über die Schweizer Politik.

Henrique Schneider leitete bis vor zehn Jahren ein KMU in der Nähe von Appenzell, wo er wohnt. Nachdem er seine Firma verkauft hatte, suchte er eine neue Beschäftigung. Der Ökonom mit Studium in der Schweiz, den USA, China und Österreich bewarb sich als Dossierleiter bei Economiesuisse und beim Gewerbeverband. Economiesuisse (Schneider bezeichnet den Verband heute nur halb im Scherz als «Sozis vom Hegibach») retournierte die Bewerbungsunterlagen. Beim Gewerbeverband aber kam er zum Zug.

Gemeinsam mit Hans-Ulrich Bigler baute Schneider den Verband zur Bastion der liberalen Wirtschaftspolitik aus. Biglers strategisches und politisches Gespür ging mit Schneiders analytischen Fähigkeiten und seinem hemdsärmeligen Lobbyisten-Können eine schlagkräftige Verbindung ein. Einer seiner grössten Erfolge als Lobbyist sei der Abschluss der Kartellrechtsrevision von Johann Schneider-Ammann gewesen, erzählt Schneider.

Aber trotz grösseren und kleineren Siegen sieht Schneider die Schweiz auf einer abschüssigen Bahn. Aus zwei Gründen: «Erstens beobachte ich seit über zehn Jahren, wie sich der Kommunitarismus in viele Lebensbereiche vorarbeitet.» Will heissen: An die Stelle eigenverantwortlicher Entscheidungen der Bürger

treten zunehmend politische Grossprojekte zur Steuerung der Gesellschaft. Besonders deutlich werde das in der Umwelt-, Gesundheits- und Sozialpolitik, aber auch der staatliche Aktionismus in der Corona-Krise sei ein Beispiel dafür. «Wir geben das auf, was uns ursprünglich frei und wohlhabend gemacht hat.»

Das zweite Problem der Schweiz seien die Grosskonzerne. «Eigentlich ist es ja sehr gut,

weise recht.» Eine nächste Stufe des Niedergangs der Schweiz als «Frucht des Liberalismus» würde laut Schneider, der Mitglied der SVP ist, der aktuelle Entwurf des Rahmenvertrags mit der Europäischen Union einläuten.

Trotz diesen eher pessimistischen Ansichten ist Schneider im persönlichen Umgang ein überaus witziger, positiv gestimmter und weitgereister Mensch. Er gehört praktisch allen wichtigen Organisationen an, die sich die Freiheit auf die Fahne geschrieben haben: Er ist beim Liberalen Institut in Zürich aktiv, bei der deutschen Hayek-Gesellschaft, beim Mises Institute in den USA, bei der Mont Pèlerin Society und so weiter. Aus seinen reichhaltigen Erfahrungen auf der ganzen Welt – zeitweise beriet er die Legislative von Hongkong – schöpft Schneider den Stoff für seine regelmässigen Veröffentlichungen: kurze, mit scharfem Sinn und scharfer Feder verfasste Aperçus.

Seit drei Jahren ist Schneider im Teilpensum Professor für Volkswirtschaftslehre an der Nordakademie in Hamburg. Als Ökonom sieht er sich dem Denken der sogenannten Österreichischen Schule verbunden. Statt, wie die Mehrzahl der Volkswirte, in Gleichgewichtsmodellen des Marktes zu denken, betonen die «Österreicher» den spontanen Charakter des Austausches zwischen einzelnen Menschen und Firmen. «Sie verstehen, dass menschliche Entscheidungen meistens sehr subjektiv und voller Risiken sind», und erliegen nicht der Versuchung, alles rational erklären zu wollen. In seinen Vorlesungen zeige er den Studenten, dass die Ökonomie ein sehr reichhaltiger Werkzeugkasten mit vielen verschiedenen Methoden sei. «Die grosse Anmassung vieler Ökonomen besteht darin, nur eine einzige Methode zu berücksichtigen und daraus allgemeingültige politische Empfehlungen abzuleiten.»

Welches ist die beste Methode, um die Wirtschaftspolitik zu verstehen, Schneiders Biotop in den letzten zehn Jahren? «Die Public-Choice-Theorie»: Die meisten Beamten und Politiker, so Schneider, lassen sich weniger durch das Gemeinwohl motivieren als durch ihre eigenen Interessen, beispielsweise Einfluss, Macht und Geld. *Florian Schwab*



«Frei und wohlhabend»: Ökonom Schneider.

dass die Schweiz ein attraktiver Konzernstandort ist – das spricht für das Land.» Allerdings gingen die Grossfirmen häufig Allianzen mit den Linken ein. Dabei zeige alle historische Erfahrung, dass die «Linke die Hand beisst, die sie füttert». Als Student habe er erstmals die Theorie des Ökonomen Joseph Schumpeter (1883–1950) gelesen, gemäss der die Marktwirtschaft langfristig durch eine Allianz zwischen Grossfirmen, dem Staat («Big Government») und dominanten Gewerkschaften kaputtgehe. Damals habe er Schumpeter für einen «paranoiden Idioten» gehalten. «Aber die jüngere Entwicklung der Schweiz zeigt: Er hatte teil-

Soldat im Wolfspelz

Schäferhund Cairo führte die amerikanische Spezialeinheit zu Osama Bin Laden. Navy Seal Will Chesney erinnert sich an seinen besten Freund und Kameraden.

Amy Holmes und Urs Gehriger

Will Chesney lag im dunklen Bauch eines Black-Hawk-Helikopters, in den Ohren die heulende Stimme des AC/DC-Leadsängers Brian Johnson. Draussen war finstere Nacht. Um Chesney sassen eng gedrängt seine Kameraden, jeder in Gedanken versunken und bis auf die Zähne bewaffnet. Die zuverlässigste aller Waffen lag zwischen Chesneys Beinen: Cairo, ein Vierbeiner mit dem Gesicht eines Wolfes und ruhigen Augen, die man nur mit jenen Senecas im Angesicht des sicheren Todes vergleichen kann.

Chesney und Cairo hatten unzählige Missionen gemeinsam bestritten. Doch keine war wie die, die jetzt vor ihnen lag. Vor ihnen lag Abbottabad, Pakistan, das Versteck Osama Bin Ladens, des gefährlichsten Terroristen unserer Zeit. Seit zehn Jahren war er auf der Flucht. Nun zog sich die Schlinge zu. Wenn alles nach Plan lief, würde in wenigen Minuten seine letzte Stunde schlagen.

«Cairo war so ruhig wie immer», erinnert sich Will Chesney im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Ich hakte meinen Daumen durch seine Weste. Es war dieselbe Weste, die er bei jedem Einsatz getragen hatte, abgescheuert und blutverschmiert, seit er im Jahr zuvor angeschossen worden war, und ich streichelte ihm den Rücken.»

«Fünf Minuten», tönte es aus dem Cockpit, «drei Minuten.» Chesney und Cairo waren die Ersten auf dem Gelände und nahmen sofort die Fährte um das Haus auf. Das war ihre Rolle als Hundeteam bei vielen Einsätzen, und in dieser Nacht war es nicht anders.

Wo waren die Bomben?

«Arbeitshunde» wie Cairo sind die verlängerten Nasen der Kommandomissionen. Sie haben eine Feinsensorik, die jene von Menschen und gewöhnlichen Hunden um ein x-Faches übertrifft. Cairo wurde darauf trainiert, Sprengstoff zu finden. Ebenso wichtig: Er war darin geschult, Bösewichte hinter eisernen Türen aufzuspüren. Zielsicher unterschied er bewaffnete Aggressoren von Zivilisten. «Kampfhunde können Angst riechen», erklärt Chesney, «sie kön-

nen einen Terroristen unterscheiden von Frauen und Kindern, die er als Schutzschild genommen hat.»

Nach wenigen Minuten war das Gelände um das Haus geklärt. Chesney war perplex und nervös. «Wenn dies wirklich das Zuhause von Osama Bin Laden war, warum waren denn keine Sprengsätze zu finden? Wo waren die Bomben und Scharfschützen?»

Kampfhunde müssen nicht bloss bereit sein, furchtlos zu kämpfen. «Nur weil ein Hund aggressiv ist, heisst das noch lange nicht, dass er auf dem Kriegsfeld reüssiert. Der Hund muss auch ein Denker sein. Und er muss im Kriegslärm, in Chaos und Panik ruhig Blut bewahren.»

Cairo konnte alles von dem. Er war ein Ausnahmetalent. «Er war ein Navy Seal wie wir», so Chesney. Er absolvierte Fallschirmabsprünge, Schwimmeinsätze. Er rannte durch Feuerbrünste und Kugelhagel.

Cairo war ein Belgischer Schäferhund, und ein solcher eignet sich von seinem Naturell her ideal als Kriegshund. Seine Ausbildung basierte – wie

Cairo hatte eine Art Krieg-und-Frieden-Schalter, den man umlegen konnte.

bei jedem Hund – auf der Grundlage von Anregung und Belohnung. «Für Cairo waren die Explosionen und Schüsse Ansporn und Signale, mit der Arbeit zu beginnen», erzählt Chesney. «Die Belohnung, die er sich immer wieder verdienen wollte, war die Gelegenheit zum Kämpfen und Beissen.»

Doch all das reicht nicht aus, um ein Elitekampfhund zu sein. «Ein Hund ist eine Waffe, kein Haustier», bläute der Hundetrainer Chesney von Beginn weg ein. Und wie eine Waffe muss man ihn für den Einsatz scharfmachen. Cairo hatte eine Art natürlichen Krieg-und-Frieden-Schalter, den man mit Anreizen vor dem Einsatz umlegen und nach vollbrachter Aktion wieder zurückstellen konnte, so Chesney.

Trotz aller Disziplin und erstklassiger Gene bedurfte Cairo rigider Kontrolle. Als Cairo spä-

ter im Weissen Haus empfangen wurde, trug er einen Maulkorb und sah damit aus wie Hannibal Lecter in «The Silence of the Lambs». Barack Obama sagte: «Ich will diesen Hund sehen.» Chesney tat dem Präsidenten und dessen Vize Joe Biden den Gefallen und brachte seinen Freund mit zur Audienz: «Cairo ist ein cooler Knochen, aber in so einem Fall geht man auf Nummer sicher. Man stelle sich vor, Cairo hätte aus einem unerfindlichen Grund den Präsidenten gepackt. Das wäre eine ziemlich schreckliche Geschichte geworden.»

Gepanzerte Hunde

Der erste historisch verbrieft Einsatz von Hunden im Krieg geht auf die Ägypter und die Griechen zurück. Attila der Hunne jagte massige, muskulöse Molosser auf seine Feinde. Andere Zivilisationen setzten gepanzerte Hunde ein, um Karawanen zu verteidigen. Die Rote Armee schickte mit Sprengstoff bewaffnete Hunde auf einfallende deutsche Panzer los. Mehr als 10 000 Hunde zogen während des Zweiten Weltkriegs in den Kampf. Was macht Hunde zu den zuverlässigsten Kampfgefährten auf dem Schlachtfeld?

«Ihre Loyalität», ist Chesney überzeugt. «Als Hundeführer war ich der Vater des Hundes. Meine Navy-Seal-Kollegen waren seine Onkel. Und zusammen waren wir alle eine kleine Kriegerfamilie.» Hunde seien dem Menschen das nächste Tier, «weil sie uns lieben, wie wir sie lieben». Alles, was ein Hund tun möchte, ist, seinen Besitzer glücklich zu machen. «Am Ende zahlt es sich aus. Uns hat er unzählige Male das Leben gerettet.»

In jener Nacht des 2. Mai 2011 durchsuchte Cairo Stockwerk um Stockwerk, um Bin Ladens Verbündete aufzuspüren, während es auf der dritten Etage zum Showdown kam. Schüsse fielen, Frauenschreie waren zu hören. Sekunden später trafen Chesney und Cairo im Treppenhaus auf Seal-Kollege Rob O'Neill.

«Kumpel», keuchte O'Neill. «Ich glaube, ich habe den *motherfucker* gerade erschossen.» «Ernsthaft?», erwiderte Chesney. O'Neill nickte. «Ja. Ich habe dem *motherfucker* gerade ins



«Der Hund muss auch ein Denker sein»: Kriegshund Cairo mit Chesney und Freundin Natalie.

Gesicht geschossen.» Er nahm Bin Ladens Namen nicht in den Mund, alle wussten, wen er meinte.

Cairo hielt nicht inne, Raum um Raum suchte er ab. Erst als das Team im Black Hawk in den Nachthimmel in Richtung Afghanistan aufstieg, brach Jubel aus. «Cairo hatte offensichtlich keine Ahnung, welch historischem Akt er eben zum Erfolg verholfen hatte», sagt Chesney. «Aber die Tatsache, dass ich ihm ein grosses Filet mignon fütterte, gab ihm das Gefühl, etwas Besonderes zu sein.»

Auf der Truppenbasis schaute Cairo mit seinen Seal-Kameraden fern und lag mit ihnen auf dem Sofa. Chesney tat sogar etwas, das im Umgang mit Kriegshunden als absolutes Tabu gilt. Er nahm Cairo mit ins Bett. «Am Anfang war es seltsam, als dieser 35 Kilo schwere, unheimlich aussehende Wolfshund an meiner Bettkante stand. Doch im Bett entpuppte er sich als Monster-Kuschler.»

Mehr als Waffenbrüderschaft

In seinem Buch «No Ordinary Dog» (Kein gewöhnlicher Hund), das nach Erscheinen im April 2020 über Nacht die Bestsellerlisten

stürmte, schildert Chesney mit berührender Intimität eine Beziehung, die weit tiefer geht als Waffenbrüderschaft. Und er verschafft einem einen Blick hinter die Kulissen einer der aussergewöhnlichsten Kommandomissionen der Weltgeschichte, die bisweilen groteske Züge annahm. Als das Seal-Team nach erfolgreicher Mission erschöpft in einem Hangar in Afghanistan eintraf, flimmerte auf dem Truppen-Fernseher die Rede von Präsident Obama, in der er stolz den Tod Bin Ladens verkündete. Cairo sass zufrieden zu Chesneys Füüssen. Und «nur wenige Meter von mir entfernt konnte ich das blutbespritzte Gesicht Bin Ladens sehen, das praktisch in zwei Hälften gespalten war».

Es war einer der letzten glücklichen Momente in Chesneys Soldatenleben. Wenig später erlitt er ein Schädel-Hirn-Trauma, sein Körper wurde von einer Granate mit Splintern übersät. Beim Abschuss eines Chinook-Hubschraubers verlor er mehr als ein Dutzend seiner Kameraden. Chesney konnte sich nicht mehr konzentrieren und brach fast zusammen. PTSD, so der klinische Befund: *post-traumatic stress disorder*. Bald suchte er Trost im Alkohol. Chesney verabschiedete sich von seinen Kumpels.

Unter normalen Umständen hätte er sich nun auch von seinem engsten Buddy, von Cairo, trennen müssen. Das Militär machte eine Ausnahme. Es gönnte Cairo den verfrühten Ruhestand und liess ihn mit Chesney ziehen. «Als ich Cairo nach meiner Pensionierung zu mir nach Hause nach Texas brachte, war es einer der glücklichsten Tage meines Lebens», sagt Chesney. Und es war Cairo, der ihm einmal mehr das Leben rettete, indem er ihm durch seine loyale Präsenz über die Kriegstraumata hinweghalf.

Doch der Krieg forderte auch bei Cairo seinen Tribut. Während Gewittern wurde er plötzlich nervös. Dann begann er unter Trennungsangst zu leiden. Schliesslich beschloss Chesney, dass es am besten wäre, ihn so wenig wie möglich allein zu lassen. Er kaufte ein Motorrad mit Seitenwagen, setzte Cairo eine Fliegerbrille auf und fuhr mit ihm durch Texas.

Mit Cairos Asche auf Reisen

Wie bei einem alten, glücklichen Ehepaar stellte sich irgendwann die bange Frage, wer zuerst sterben und wie der eine ohne den anderen auskommen würde. Es gibt Geschichten von Kriegshunden, die täglich das Grab ihres verstorbenen «Dad» aufsuchen, um dort auf ihn zu warten. «Ich habe mich immer gefragt, ob Cairo das Gleiche für mich getan hätte», sagt Chesney mit belegter Stimme.

Es sollte anders kommen. Cairo erkrankte an Krebs. Chesney und seine Freundin Natalie kratzten alles Geld zusammen und schickten ihn mehrmals in den Operationssaal. Sie luden den von der Krankheit schwergezeichneten Hund ins Auto und fuhren nach Manhattan, um einmal in seinem Leben den Ursprungsort jenes Übels zu besuchen, das Cairos heldenhafte Einsätze überhaupt erfordert und ihm einen Platz in der Geschichte beschert hatte. Doch Cairo war zu schwach, er schaffte es nicht mehr aus dem Hotelzimmer.

Sein Leiden war nicht mehr zu verantworten. Im Beisein seines «Dad» wurde Cairo, dem Terroristenjäger, die tödliche Spritze verabreicht. «Vielleicht haben wir zu lange versucht, ihn bei uns zu behalten», meint Chesney nachdenklich. «Er hatte ein erfülltes Leben. Nun war es Zeit, ihn gehen zu lassen.»

Ganz hat er sich nicht getrennt von seinem besten Freund. «Ich habe noch immer seine Asche in einer Blechdose.» Diese ist ziemlich verbeult von all den gemeinsamen Reisen, die Chesney auch nach Cairos Tod unternommen hat. Eine bleibt ihm in besonderer Erinnerung. Mit «Cairo» im Gepäck brachte er dessen abgewetzte Kampfweste nach Manhattan und spendete sie der 9/11-Gedenkstätte. «So», sagt Chesney, «hatte es Cairo doch noch zum Ground Zero geschafft.»

Das Interview mit Will Chesney auf www.weltwoche.ch/International

Unheilvolle Einflüsterer

Viele Frauen fühlen sich schlecht behandelt, weil die Medien es ihnen einreden.



Wenn man Leuten etwas lange genug einredet, werden sie es irgendwann glauben. Das klappt bei beliebigen Individuen. Mit beständigen Wiederholungen löscht man angestammte Gedankengänge und pflanzt neue ein oder zementiert alte. Es funktioniert, weil der Geist den Grossteil seiner Arbeit in den Tiefen unseres Unbewusstseins erledigt, wir nicht über alltägliche Einflüsse nachdenken. Wir glauben dem Politiker, dass seine Politik den Menschen hilft, wenn er es lange genug behauptet. Wir glauben dem Arzt, dass er uns heilen kann, wenn er es lange genug wiederholt. Wir glauben, dass Frauen überall diskriminiert sind, wenn es die Medien lange genug beteuern.

«Warum es Frauen im Job schwerer haben» (*Augsburger Allgemeine*), «Frausein ist ein Risiko» (*Blick*), «Corona ist weiblich: Eine Krise der Frauen» (*Taz.de*), «Warum unsere Stadtplanung diskriminierend ist» (*FAZ*), «Hochhäuser, die in den Himmel ejakulieren – müssen Städte so sexistisch sein?» (*Guardian*), «Frauen werden überall in der Politik diskriminiert» (*Waz.de*), «Warum die Welt für Männer gemacht ist» (*Tagesspiegel*), «Die Google-Algorithmen diskriminieren Frauen» (*The Conversation*), «Diskriminierung von Mädchen in der Klassik» (*Tagesspiegel*), «Männliche Journalisten ignorieren ihre Kolleginnen bei Twitter» (*Guardian*), «Frauen werden im Tech-Sektor diskriminiert» (*Forbes*), «Wieso Frauen auf Wikipedia einen schweren Stand haben» (*Tagblatt*), «Frauen werden im Internet gefährlich benachteiligt» (*NZZ*).

Ich bin den Medien ja dankbar, dass sie uns Frauen unablässig mit der Opferrolle vertraut machen (das hier ist nur eine kleine Auswahl, die sich im Übrigen nicht auf Frauen im Iran oder in Pakistan bezieht). Ohne ihre beharrlichen Offenbarungen wüsste ich gar nicht, dass die Welt die

reinste Hölle ist und wir als Geschöpfe eingestuft werden, vor denen sich in jeder Lebenslage unfaire Behandlung und Hürden auftürmen, die zu bewältigen wir offenbar nicht imstande sind.

Früher fand ich solche Themen interessant. Heute klicke ich auf keine Artikel mehr, die von den Nachteilen im Leben einer Frau handeln – es kommen ja auch stetig neue Ideen hinzu. Sie stammen alle aus derselben monotonen Denkecke, meist ohne je einen Perspektivwechsel zu bemühen, ohne Dinge wie weibliche Charaktereigenschaften, Entschiede oder Vorurteile zu hinterfragen, und langweilen mich zu Tode. Mit der Einstellung bin ich nicht die Einzige. Und während sich die einen vermehrt von solchen Themen abwenden, grübeln die anderen auf ihren Redaktionen darüber nach, warum User lieber Katzenvideos gucken, als den 1241. «Frauen sind die Hauptleidtragenden einer ungerechten Gesellschaft»-Artikel zu lesen.

Das Paradoxe ist: Nicht wenige dieser Artikel sind geschrieben von Frauen, die zwar ständig für Emanzipation plädieren – uns aber mit solchen Texten, die oft mehr auf Gefühlen denn auf Fakten basieren, zu Opfern stilisieren. Dass gerade sie selbstbestimmte, durchsetzungsfähige Frauen sind, von denen die meisten an einer Universität ihr Wunschfach studiert, sich später in einer umkämpften Branche durchgesetzt und ihren Traum vom Schreiben – inklusive nationaler Plattform – verwirklicht haben, ist ein gerne verdrängter Widerspruch. Sie, die sie an bequemen Schreibtischen sitzen, viele im Home-Office, an ihrem Ingwertee nippen, sind doch beste Beweis dafür, dass seinen Platz erstürmen kann, wer willensstark und fleissig ist. Mit der unablässigen Betonung der allgegenwärtigen Diskriminierung aber betonieren sie das Klischee von der Frau als schwachem Geschlecht, charakterisiert durch Übersensibilität, für das die Welt

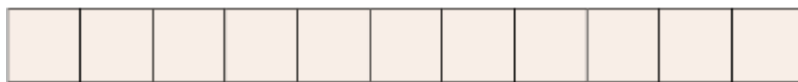
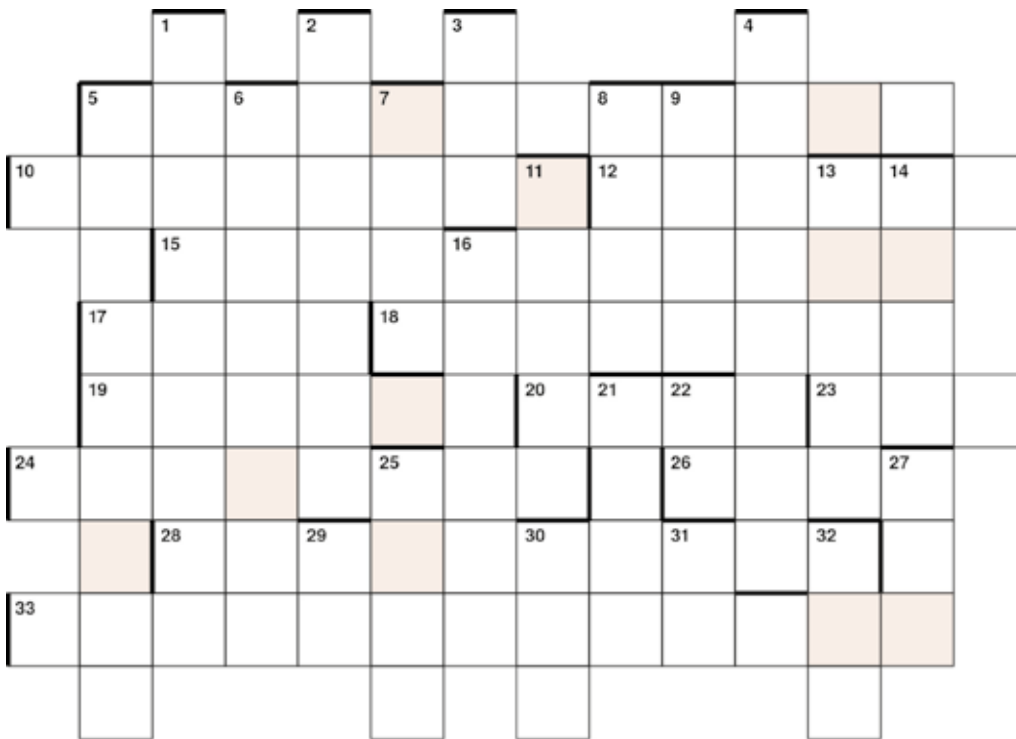
ein einziges monströses Problem ist. Wem soll damit geholfen sein?

Das soll nicht heissen, dass das Alltagsleben für einige Frauen nicht tatsächlich sehr schwierig ist. Aber wir sind keine homogene Herde, es trifft längst nicht auf alle zu. Was dabei oft unter den Küchentisch gekehrt wird, ist einer der zentralen Punkte des Frauseins: Wir sind ausserordentlich starke, zähe, unerbittliche und widerstandsfähige Wesen, auch weil die Natur uns so gemacht hat. Generationen von Frauen vor uns, die ein paar Gründe mehr zum Jammern gehabt hätten, haben es durchs Leben geschafft – und waren dabei alles andere als unglücklich. Das erklären mir sehr viele, gerade ältere Frauen, die sich über die gegenwärtige Opfermentalität aufregen.

Natürlich werden mit Schlagzeilen wie «Frauen: Alles in bester Ordnung» keine Klicks generiert. Die Wettbewerbssituation erfordert verbalen Zündstoff und Reibung. Darum steckt auch keine kollektive Medienverschwörung dahinter – obwohl viele Journalisten selbstverständlich moralischen Einfluss auf ihr Publikum nehmen wollen, mit Themen und Thesen, an die sie glauben. Aber man muss sich nichts vormachen: Die endlosen «Schlimme Welt»-Artikel dürften bei vielen Leserinnen zuverlässig ein Gefühl der Benachteiligung hervorrufen. Viele Menschen hinterfragen nicht, was in der Zeitung steht. Das Resultat sind Frust und statt Eigenverantwortung Rufe nach dem vermeintlichen Problemlöser Staat.

Zugegeben, es ist eine gute Einflüsterstrategie. Wenn wir solche Texte lange genug lesen, ist irgendwann hoffentlich auch die Letzte von uns überzeugt, dass wir hilflose Wesen in einer unfairen Gesellschaft sind.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Etwa ein Obermacker unter Makrelen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Das Recht, auch das zu sagen, was andere nicht hören wollen. **10** K/Mostkenner, F/Weinschmecker und «Delikatesser». (Mz.) **12** Bondieu! Ganz verdreht, die Gemeinschaft für trommelgetriebenen Trancetanz mit Tieropfer. **15** Wo Weihnachten nach Silvester und Allerheiligen vor Pfingsten kommt. **17** Ein Versuch, zu checken, ob die Adepten den Stoff denn wirklich checken. **18** Bewirken bewusst einen Bewusstseinsverlust. **19** Ländli in Sicht! Oder die Aue, die dem Wasserweg im Wege steht. **20** Springt ein, wenn der Anführer ausfällt. **23** Was nebst igni, terrae und aquae für Alchemisten elementar war. **24** Dort kommt der ewig Rastlose her, dort geht er hin. **26** Des Fachchinesen kleinfingerseitiger Röhrenknochen. **28** Die einzig richtige Wahl ist die kleinste natürliche Zahl, die sich ohne Rest durch 8, 11 und 125 teilen lässt. **33** Raisonable Riesenkatz? Besonders besonnener Bursche.

Senkrecht — **1** Sorgt dafür, dass das Mähgut nicht einseitig ruht. **2** Olympierin von früher, zertifiziert heutzutage Bioprodukte. **3** Wesen, Weise oder beispielsweise die Weidenmeise. **4** Bezüglich Berausung zwischen leer ausgehen und volltanken. **5** Gut auf ausgefahrenen Gleisen Eingefahrener. **6** Nicht Würger, aber Sperlingsvögel; nicht Würger, sondern würgen. **7** Die von nah und da kommen aus aller Welt. **8** Nordenglische Namensgeberin des ostamerikanischen Grossen Apfels. **9** Einer, der per Güterzug durchs Trumpland trampet. **11** Meist motorwellenwinkelwerkerisch tätiger moderner Sklave. **13** Statt auf den heißen Stein tropft der einflusslose drop darein. **14** Unter den Präpositionen eine der exklusivsten Optionen. **16** Pazifikinsel am Formosastrassenrand. **21** Soeben, zu Recht mit Saft. **22** Über alle Massen und dann auch noch verschlossen. **25** Nasenvelosattel, bewahrt Boote vor einer Bruchlandung. **27** Zwischen Muttererde und Firmament herrscht dieser tierische Regent. **29** Dr. Manchu: in Bern nur verdorben, in Rom schon verstorben. **30** Fliegendes Irgendwas. **31** Entpuppt sich, nicht unbedingt überraschenderweise, manchmal als Piepmatz. **32** C-Dur-Zweiter mit b-Begleiter.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 681



Waagrecht — **7** QUANTENSPRUNG **12** ABGEFAHREN **14** MODEL: engl. auch Ausführung, «I'm Too Sexy» von Right Said Fred **15** ESKAPADE **17** TRIANGEL **19** EPI: Präfix **20** IANUAR **21** O(S/b)AMA **24** IENE **25** [GOETE][BORG] **26** TREES: engl. Bäume (den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen) **27** IUNI **29** DA **30** TENOR **31** SESSEL

Senkrecht — **1** QUADRANTEN **2** UNGLAUBE **3** HEFE **4** ASH: engl. Esche/Asche **5** TREPPAB **6** GNADE **7** QUOTIENT: Ergebnis einer Division **8** [TEE][NAGER] **9** NASEWEIS: altklug und vorlaut **10** PRAESENS **11** UNA: ital./span. eine **13** [BEIN] ERN **16** KLOTUER **18** [GROS]S **22** MODE **23** ARAL: Mineralölunternehmen **28** ISP: Steht für Internet Service Provider.

Lösungswort — **AUTOPILOT**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.
A Plus reinigt sie.



0844 802 166
aplus.ch